

Werk

Titel: Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste; Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften

Verlag: Breitkopf

Jahr: 1746

Kollektion: Rezensionenzeitschriften

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN556860969_0002

PURL: http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556860969_0002

LOG Id: LOG_0043

LOG Titel: V. Stück

LOG Typ: issue

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN556860969

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556860969>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=556860969>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

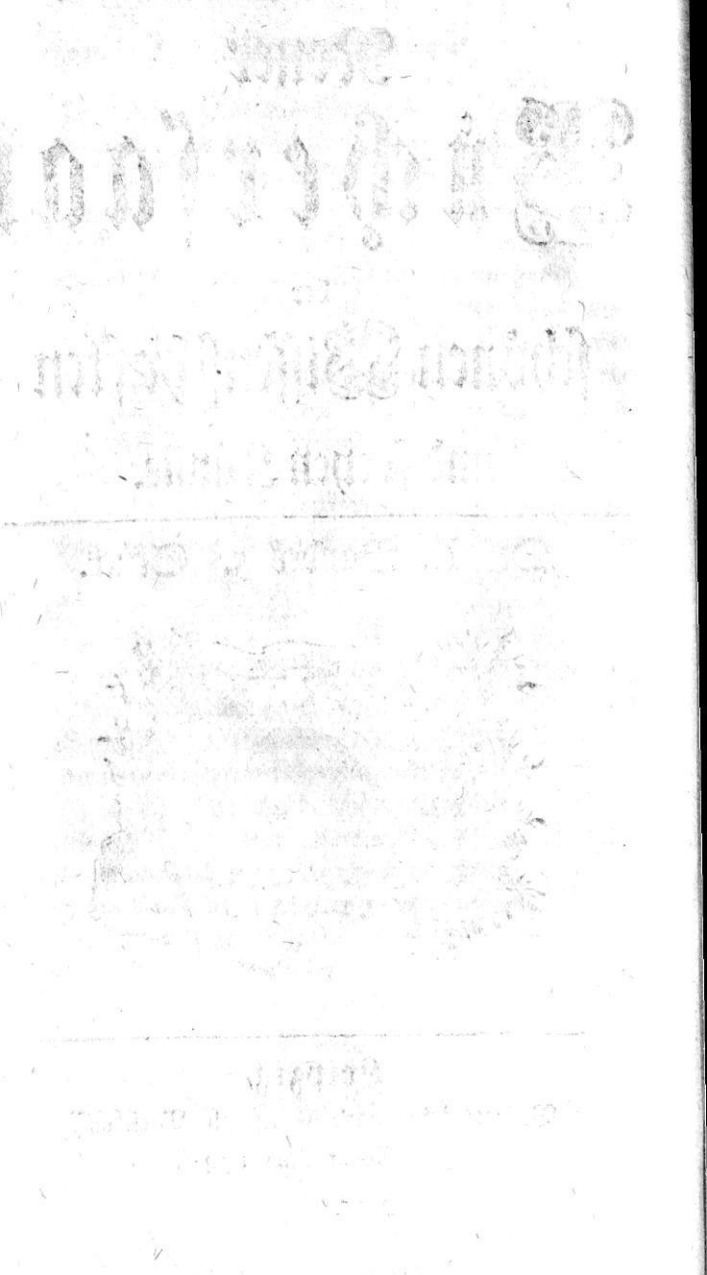
Neuer Bücherei

der
schönen Wissenschaften
und freyen Künste.

Des II. Bandes 5. Stück.



Leipzig,
Verlegt Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat May 1746.





La Gerusalemme liberata di Torquato Tasso, con le Figure di Giambatista Piazzetta, alla Sacra Real Maestà di Maria Teresa d'Austria, Regina d'Ungheria, e di Boemia &c. in Venezia 1745. Stampata da Giambatista Albrizzi Q. Girol.

Das ist

Das befrente Jerusalem des Torquato Tasso, mit den Figuren des Joh. Baptista Piazzetta &c. in groß Fol. 254 Bl. ohne die Vorreden und vielen Kupfer.

Da wir voriges Jahr von einer neuen deutschen Uebersetzung dieses Heldengedichts Nachricht gegeben: so können wir nicht umhin auch von dieser schönen Auflage des welschen Grundtextes eine zulängliche Beschreibung zu machen. Die Welschen fangen auch an, ihren alten und guten Dichtern die Ehre anzuthun, die den Französischen von den Holländern wiederfahren ist; welche mehrentheils in den ansehnlichsten und prächtigsten Ausgaben ans Licht getreten sind. Tasso ist zwar nicht ihr erster, aber doch unstreitig

B b 2 ihr

Ihr größter Dichter gewesen: und daher hat man denn vieler andern ansehnlichen Auflagen ungeachtet, ihm noch eine größere Ehre anthun wollen. Dieses ist nun durch dieses Meisterstück von der Buchdrucker und Kupferstecherkunst so vollkommen geschehen, daß man nicht leicht ein schöneres Buch wird aufweisen können. Das Papier ist groß und trefflich weiß, und zugleich stark. Die Kupfertafeln sind von neuer und wohlgerathener Erfindung; unvergleichlich ausgearbeitet, und sehr sauber abgedruckt. Ja auch ihre Anzahl ist ansehnlich. Denn außer dem Anfangskupfer, welches den Parnasß mit dem Apollo und allen Musen vorstellet, wo in der Höhe ein paar fliegende Famen das Bildniß des Tasso tragen, unten aber ein geharnischter Held sitzt, dem Cupido sein Schlachtschwert genommen hat; und außer dem Bildnisse der Königin in Ungarn, oder isigen Kaiserinn Majestät, sind bey allen zwanzig Gesängen, oder Büchern dieses Heldengedichts, so viel große Kupferblätter, die den Inhalt des folgenden Buches vorstellen: alle von der schönsten Arbeit, und mit den schönsten Rändern von Blumenschmüren, Lorberzweigen, Liebesgöttern, Fruchthörnern, Vögeln, Thieren und dergleichen Dingen mehr eingefasset. Ein jedes von diesen Bildern ist insbesondre einem eigenen großen Namen gewidmet, die wir hier erzählen wollen: Das I. dem Cardinal Querini. Das II. dem Cardinal Stampa, das III. dem Päpstlichen Nuntio, am Königl. Pohnischen Hofe, dem Herrn Serbelloni, Erzbischofe zu Patrasso. Das IV. dem Grafen Ottolini, einem Ver-

Beroneser. Das V. der Gräfinn Paulina Contarini. Das VI. dem General Feldmarschall des Königs von Sardinien, Baron von Rehbinder. Das VII. Seiner Excellenz Herrn Cabinetsminister und Reichsgrafen Heinrich von Brühl. Das VIII. dem Königlichen Ungarischen Geheimen Rathe, Grafen Pertusati. Das IX. des Herrn Cron-Großcanzlers in Pohlen, Grafen Zaluzki Excellenz. Das X. dem Ritter Morosini. Das XI. dem Herrn Duca di Montaperto, am Kön. Sicilianischen Hofe. Das XII. der Frauen Elisabeth Cornaro, Procuratessa Foscarini. Das XIII. ihrem Gemahl, Herrn Marco Foscarini, Procuratorn von St. Marco zu Venedig. Das XIV. dem Cardinal Paolucci. Das XV. dem Herrn Contarini, gleichfalls Procurator von St. Marco. Das XVI. dem Grafen von Sanvitale. Das XVII. dem Ritter Erizzo. Das XVIII. dem Grafen von Uhlesfeld, Rittern des goldnen Vlieses. Das XIX. dem Grafen vom Löwenwolde, in königlichen Ungarischen Diensten, und das XX. dem Grafen von Rhevenhüller.

Außer diesem allen aber hat noch jedes Buch, seine wohl erfundenen Anfangs und Schluszkupfer, die man sonst Bignetten nennet, hier aber von besondrer Schönheit und Erfindung sind, auch zuweilen so groß fallen, daß sie ganze Seiten einnehmen. Kurz, wer die Kupfer allein in Betrachtung zieht, der wird kein poetisches Werk zu nennen wissen, welches prächtiger gedruckt wäre: aber der Druck an sich selbst, ist gleichfalls von besondrer Schönheit.

Die Schriften sind durchgehends neu, groß, und von schönem Schutte, dergleichen man sonst in italienischen Büchern nicht gewohnt ist. Selbst des Cardinals Aquaviva, unter dem Namen, Selvaggio Porpora ins Wälsche übersehte, und 1728 ans Licht gestellte Thebais des Stadius, ist so schön bey weitem nicht; ob sie gleich auf eines Cardinals Kosten, in groß Quart, und zwar in Rom gedruckt worden. Und kurz, man kann diesen Tasso für das Meisterstück der italienischen Buchdruckereyen ausgeben, welches diesem ganzen Lande Ehre macht.

Alles dieses hat der Verleger Albrizzi, wie er selbst in der Zueignungsschrift sagt, mit Fleiß, in der Absicht unternommen, und ins Werk richten lassen, damit diese Ausgabe des befrenten Jerusalem, alle die, obwohl auch prächtigen Auflagen übertreffen möchte, die man sonst schon gemachet hat. Er sagt, daß er außer der genauesten Richtigkeit des Textes, sonst keine Auslegungen oder Verbesserungen des Italienischen hinzugeset; weil er wohl gewußt, daß die Königin von Ungarn, oder ihige Kaiserinn, dasselbe, so wie die deutsche Sprache vollkommen besäße, ja auch noch so viele andere Mundarten, der ihrem Zepter unterworfenen Völker inne hätte, daß man sie mit dem Könige Mithridates vergleichen könnte; der mit allen seinen Unterthanen ihre eigene Sprache geredet hat. Er sagt ferner, er habe dieses Werk derjenigen Figuren nicht berauben wollen, dadurch der berühmte Maler Gio. Battista Piazzetta, die vornehmsten Begebenheiten dieses Gedichts sehr fleißig entworfen; und

und zweifelt nicht, die Kaiserinn, die von Jugend auf zum Zeichnen angeführet worden, werde alle Schönheiten derselben einsehen. Er hoffet also, sie werde bey müßigen Stunden dieses Werk durchblättern, und darinn die merkwürdigsten Beyspiele von Religion und Frömmigkeit, von Standhaftigkeit im Unglücke, von Mäßigung im Glücke, und Ueberlassung in den göttlichen Willen, antreffen. Dieses wären die Lehren, die aus diesem wunderwürdigen Werke hervorleuchteten, und wovon man in der noch nicht fünfjährigen Regierung der Königin das vollkommenste Exempel gesehen hätte. Im Schlusse merkt er noch an, daß Gottfried von Bouillon, der Held dieses Gedichts, ein Vorfahr ihres Durchl. Gemahls, des Herzogs von Lothringen, oder ihzigen Kaisers, Franciscus, gewesen; mit welchem hohen Namen, er seine Zuschrift deswegen am liebsten beschließen will, weil er das angenehmste wäre, was man der Königin, ihrem schönen Herzen nach, nennen könnte.

Nach der Befreyungsschrift der venetianischen Republik, folgt das Verzeichniß derer die Vorschuß gethan haben; deren Anzahl ziemlich groß ist, ungeachtet sich derselbe auf acht Zechinen, oder welches fast einerley ist, auf soviel Ducaten belaufen hat. Anstatt einer Vorrede des Herausgebers ist hier des Tasso eigene Vorrede vorgefetzt; darinn er die allegorische Einrichtung seines Werkes hat erklären wollen. Da weder der alte deutsche Uebersetzer des erlösten Jerusalem, noch auch der neuere, dessen wir etwa vor einem Jahre Erwähnung gethan, sich die

Mühe genommen, dieses Stück deutsch zu übersehen: so wollen wir hier, in Ermangelung anderer Stücke, davon man den Lesern einige Nachricht geben könnte, etwas davon erwähnen; weil die wenigsten von unsern Landsleuten wissen, auf was für eine sonderbare Art Tasso selbst, sein Gedicht, als er es schon fertig gehabt, auszulegen für gut befunden. Zu dem Ende müssen wir aber den Anfang davon übersehen.

„Die heroische Dichtkunst, ist gleichsam wie ein
 „Thier, aus zweyen Theilen zusammengesetzt,
 „nämlich aus der Nachahmung und Allegorie: mit
 „welchen sie die Gemüther und Ohren der Menschen
 „anlocket, und auf eine wunderbare Weise belusti-
 „get; und sie entweder in der Tugend oder in der
 „Wissenschaft, oder in beyden zugleich unterrichtet.
 „Wie nun die epische Nachahmung nichts anders
 „suchet, als die Aehnlichkeit: also pflegt die Alle-
 „gorie der epischen Dichter, eine Abbildung des
 „menschlichen Lebens zu seyn. Allein die Nachah-
 „mung geht nur auf die Handlungen des Menschen,
 „die den äußerlichen Sinnen unterworfen sind; und
 „da sie mit denselben vornehmlich beschäftigt ist,
 „so sucht sie dieselben mit kräftigen, nachdrücklichen
 „und solchen Worten vorzustellen, die geschickt sind,
 „die vorgestellten Sachen ganz klärlich vor die kör-
 „perlichen Augen zu legen. Sie betrachtet nicht
 „die Sitten derselben, die Gemüthsbewegungen,
 „und die Gedanken des Herzens, in soweit sie in-
 „nerlich sind; sondern nur in soweit sie ausbrechen,
 „und sowohl im Reden, als im Thun, und in den
 „Werken, die Handlungen begleiten. Hergegen be-
 „trach-

„trachtet die Allegorie die Leidenschaften, Meynun-
 „gen und Sitten, nicht nur soweit sie ins Auge
 „fallen, sondern vornehmlich nach ihrem innern
 „Wesen; und deutet sie noch dunkler, durch geheim-
 „nißvolle Merkzeichen an, die nur von den Ken-
 „nern der Natur allein vollkommen verstanden wer-
 „den können. Wenn wir hier die Nachahmung bey-
 „seite setzen, so wollen wir von der Allegorie reden,
 „welches unser Vorhaben ist. Wie nun das Leben
 „der Menschen zweyerley ist, so pflegt sie auch bald
 „von einem, bald von dem andern eine Abbildung
 „zu werden. Durch einen Menschen versteht man
 „gemeiniglich dieses Zusammengesetzte aus Leib,
 „Seele, und Geist: und alsdann nennt man das-
 „jenige das menschliche Leben, welches einem Zu-
 „sammengesetzten eigen ist; zu dessen Wirkungen
 „alle seine Theile etwas beitragen, und dadurch
 „diejenige Vollkommenheit erlangen, dazu sie ihrer
 „Natur nach fähig sind.

„Bisweilen, obgleich seltener, versteht man
 „durch einen Menschen, nicht das Zusammengesetz-
 „te, sondern den edelsten Theil des Menschen, das
 „ist, den Geist desselben: und nach dieser Bedeu-
 „tung muß man sagen, das Leben des Menschen be-
 „stehe in der Betrachtung, oder in der Wirkung
 „des Verstandes: so, daß dieses Leben viel göttli-
 „ches an sich zu haben, und fast englisch zu werden
 „scheint. Von dem beschaulichen Leben nun eines
 „Menschen, ist die Comödie des Dantes *, und

B b 5

„die

* Diese sogenannte Comödie des Dantes ist nichts weniger
 als eine Comödie, sondern ein heroisches Gedicht von
 der Hölle.

„Odyssee fast durchgehends eine Abbildung: das bür-
 „gerliche Leben aber wird in der Ilias, und noch in
 „der Aeneis abgezeichnet; obgleich in dieser fast eine
 „Mischung von Wirksamkeit und Betrachtung ent-
 „halten ist. Weil aber der betrachtende oder nach-
 „sinnende Mensch allein, der geschäftige aber im
 „bürgerlichen Leben zu seyn pflegt: daher kommt es,
 „daß Dantes und Ulysses in seiner Abreise von der
 „Calypso, nicht in Begleitung ihrer Kriegsvölker,
 „oder mit vielem Gefolge, sondern einsam gedichtet
 „werden: da hergegen Agamemnon, und Achilles
 „beschrieben werden, theils als ein Feldherr der
 „Griechen, theils als ein Führer vieler myrmidoni-
 „scher Schaaren: Aeneas auch, begleitet erscheint,
 „wenn er streitet, aber wenn er in die Hölle und die
 „ehrsüchtigen Felder steigt; so läßt er seine Gefährten und
 „sogar seinen getreuen Achates zurück, der sich von
 „seiner Seite niemals zu entfernen pflegte. Der
 „Poet dichtet auch nicht ohne Ursache, daß er ganz
 „allein geht, weil in dieser Reise eine seiner Be-
 „trachtungen über die Strafen und Belohnungen,
 „vorgestellet wird, die der frommen und boshafsten
 „Seelen in der andern Welt warten. Aus diesen
 „Ursachen und nach diesen Vorbildern habe ich, die
 „Allegorie meines Gedichtes folgendergestalt ein-
 „gerichtet.

„Das Kriegsheer, welches aus verschiedenen
 „Prinzen und andern christlichen Soldaten besteht,
 „bedeutet den erwachsenen Mann, der aus Leib und
 „Seele besteht, die aber nicht einfach, sondern mit
 „vielen verschiedenen Kräften versehen sind. Jeru-
 „salem

„salem, eine feste Stadt, die in einer bergigten Ge-
 „gend liegt, nach welcher, als nach dem letzten
 „Zwecke, alle Unternehmungen des christlichen Krie-
 „gesheers gerichtet sind, bedeutet hier die bürgerliche
 „Glückseligkeit: doch so, wie sich selbige für einen
 „Christen schicket, wie sich weiter unten zeigen wird;
 „welche ein schwer zu erlangendes, und auf dem
 „Gipfel des hohen Gebirges der Tugend gelegenes
 „Gut ist, und nach welcher alle Handlungen eines
 „guten Bürgers, als nach dem letzten Ziele gerich-
 „tet sind. Gottfried, der von dieser ganzen Verbin-
 „dung der Feldherr ist, vertritt die Stelle des Ver-
 „standes, sonderlich desjenigen, der nicht die noth-
 „wendigen, sondern die zufälligen Dinge erwäget;
 „die sich auf verschiedene Weise begeben können. Die-
 „ser ist durch Gottes und der Fürsten Willen zum
 „Feldhauptmann in dieser Unternehmung erwählet:
 „weil der Verstand von Gott und der Natur zum
 „Herrn über alle andere Gemüths- und Leibeskkräfte
 „gesetzt ist, und über jene mit obrigkeitlicher, über
 „diese aber mit königlicher Gewalt herrschet. Rin-
 „aldo, Tancredi, und die andern Fürsten, vertre-
 „ten die Stelle der andern Seelenkräfte: und der
 „Körper wird durch die andern geringern Soldaten
 „vorgestellet. Und weil wegen der Unvollkommen-
 „heit der menschlichen Natur, und durch ihres Fein-
 „des List, der Mensch zu dieser Glückseligkeit, nicht
 „ohne viel innerliche Schwierigkeiten, und äußerli-
 „che Hindernisse gelangen kann: so sind ihm diese
 „alle poetischer Weise angedeutet. Der Tod des
 „Sueno, und seiner Gefährten, die nicht mit dem

„Lager vereinigt sind, und entfernt umkommen, kann
 „den Verlust der Freunde und Anhänger, und ande-
 „rer äußerlichen Güter anzeigen, den ein Mensch oft
 „leidet; welche Werkzeuge und Gehülfsen der außer-
 „lichen Glückseligkeit sind. Die Kriegsheere von
 „Asien und Africa, und die unglücklichen Schlach-
 „ten sind nichts anders, als die Feinde und Unfälle,
 „und unglücklichen Begebenheiten. Aber auf die
 „innerlichen Hindernisse zu kommen, so bedeutet
 „die Liebe, welche den Tancredi nebst den andern
 „Rittern unsichtbar machet, und vom Gottfried
 „entfernet; und der Zorn, der den Rinaldo von dem
 „Unternehmen abführet, den Zwiespalt, den die
 „vernünftige Begierde mit der sinnlichen Liebe und
 „dem sinnlichen Hasse hat, nebst der Empörung
 „dieser beyden. Die Teufel, die da rathschlagen,
 „wie sie die Eroberung Jerusalems verhindern wol-
 „len; sind sowohl Vorbilder als Nachbilder, und
 „bedeuten sich selbst, indem sie sich unserer Glückse-
 „ligkeit widersetzen, ob sie gleich nicht eben eine Lei-
 „ster zur ewigen Seligkeit ist. Die beyden Zaube-
 „rer, Ismeno, und Armida, als Diener des
 „Satans, die sich bemühen die Christen vom Krie-
 „ge abwendig zu machen, sind zwo teuflische Ver-
 „suchungen, von welchen alle Sünden herrühren.
 Und so weiter.

Aus diesem Stücke der Vorrede unsers Tasso zu
 seinem Heldengedichte, wird nun verständigen Le-
 sern zur Gnüge in die Augen fallen, was für wun-
 derliche und unrichtige Begriffe, dieser sonst große
 Dichter von dem Heldengedichte gehabt. Er hat

Ari.

Aristotels Regeln davon entweder niemals gelesen, oder doch nicht recht verstanden. Es ist wahr, die Erzählung eines Poeten in epischen Gedichten kann allegorisch genennet werden; weil sie eine Sittenlehre in sich halten soll, zu deren Einkleidung die ganze Geschichte oder Fabel mit Fleiß so, und nicht anders eingerichtet worden. Allein deswegen muß nicht eben das ganze menschliche Leben, alle Gemüths- und Leibeskräfte, die Versuchungen des Teufels, und was dergleichen mehr ist, in einem Heldengedichte allegorisch vorgestellet werden. War es denn z. E. in dem befrejten Jerusalem nicht genug, die Lehre zum Grunde zu legen, daß ein Mensch, der seine Sachen mit Gott, in guter Absicht, und auf eine vernünftige Weise anfängt, standhaft und unermüdet dabey ist, und durch keine Schwierigkeit sich davon abschrecken läßt, auch den Segen Gottes und einen glücklichen Erfolg dabey zu gewarten habe? Mich dünkt, diese Wahrheit liegt ganz deutlich in dem ganzen Zusammenhange des Gedichtes, so wie uns Aristoteles aus der Ilias diese Lehre gezogen: daß die Uneinigkeit der Häupter eines Volkes viel verderbliches nach sich ziehe; in der Odyssee aber die Wahrheit gefunden: daß die Abwesenheit eines Regenten einen Staat zu Grunde richte, die Gegenwart aber alles wieder in Ordnung bringe. Mehr Allegorie hätte auch Tasso in sein Gedichte nicht hinein zwingen dürfen; und es war ganz unnöthig, den Gottfried zum Verstande, die Helden zu andern Seelenkräften, und die Soldaten zum Körper zu machen; die Stadt Jerusalem zur Glückseligkeit, die

Hexen-

Hexenmeister aber zu teuflischen Versuchungen zu machen.

Doch auch damit ist er noch nicht zufrieden gewesen. Er sagt noch ferner, Armida, die schöne Zauberinn bedeute die Versuchungen der sinnlichen Begierde. Ismeno mit seinen Zaubereyen im Walde, bedeute die falschen Vernünstlehen, und Einbildungen, die sich in der Menge der menschlichen Meynungen und Reden, wie in einem Walde, finden.

Das Feuer, der Wirbelwind, die Finsterniß, die Ungeheuer, und andre solche Erscheinungen wären die betrüglischen Schlüsse, die uns ehrbare Bemühungen und rühmliche Gefahren, unter dem Scheine des Uebels abbilden: die Blumen, Brunnen, Bäche, musikalische Instrumente und Nymphen, wären die falschen Schlußreden, welche uns die Ergeßungen der Sinne, als was Gutes vorstellen. Der diamantne Schild, den Raimond bekömmt, und der zu Gottfrieds Bertheidigung gebraucht wird, soll den besondern Schutz Gottes bedeuten. Die Engel stellen die Hülfe Gottes, oder die göttlichen Eingebungen vor. Der Weise, der vorher ein Heide gewesen, aber ein Christ geworden, soll andeuten: daß die Weltweisheit bey den Aegyptern und Griechen erfunden worden, aber sehr stolz, ungläubig und verwegen gewesen, bis der heilige Thomas, (ohne Zweifel der von Aquino,) und andre heilige Väter der Kirchen sie unter den Gehorsam des Glaubens gebracht, u. d. m.

So sehr der Dichter durch dieses alles seine Gelehrsamkeit beweiset, so wenig schönes würde man in seinem Gedichte vermißt haben, wenn er diese ganze gar zu gekünstelte Auslegung weggelassen hätte. Seine Erdichtungen würden doch ihre Anmuth behalten haben, und lehrreich geblieben seyn, wenn er sich gleich nicht mit diesen gedrechselten Deutungen derselben den Kopf zerbrochen hätte. Indessen ist es kein Zweifel, daß nicht unsre Zeiten, an dem englischen Gedichte Leonidas, ein solches Heldengedicht hervorgebracht, welches dem befreuten Jerusalem, verlohrnen Paradiese und rasenden Rolande so weit vorzuziehen ist, als der aufgeklärte Geist unsers Jahrhunderts, dem Wäse vom Jahrhunderte des Tasso, Miltons und Ariosts vorzuziehen ist.

II.

Anmerkungen über die neuerfundenen Zierrathen in den Werken der Maler und Bildhauer.

Die Maler und Poeten haben zwar von je her die Freiheit zu erdichten, nicht ohne Grund für ein altes Vorrecht ihrer Kunst gehalten; allein es wäre auch zu wünschen, daß, da sie ihre Geburten mit diesem edlen Rechte so kühnlich zu schützen wissen, sie auch zugleich bedenken möchten, daß ihnen diese Entschuldigung nur alsdann zu stat-

ten

ten kommen könne, wenn sie sich dieser Freyheit, nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit, in gehöriger Mäßigung bedienen, und sich von den Vorschriften der Vernunft so wenig als möglich entfernen. Diese vortreffliche Lehrerin, biethet ihnen ohnedem eine unzählbare Menge von Bildern und Veränderungen zur Nachahmung dar, und überhebet sie eben dadurch der Mühe, neue Gestalten der Dinge, als so viele Misgeburten zu ihrem eigenen Schaden zu erdichten: indem die getreue Uebereinstimmung mit der Natur, doch beständig die gültigste Richtschnur bleibt, wenn man die Würde dieser Kunstwerke bestimmen will.

Ins besondere aber scheint der Maler vor allen übrigen Künstlern an eine getreue Nachahmung der Natur gebunden zu seyn. Er hat es größtentheils mit den Flächen der sichtbaren Dinge zu thun. Diese soll er nach denen von der Natur ihm vorgebildeten Zügen und Farben kenntlich entwerfen. Hierinn aber kömmt ihm keine andere Freyheit zu staten, als daß er sich die schönsten und seltensten Vorwürfe der Natur zu seiner Nachahmung wählen darf. Meines Erachtens wird also die Freyheit, in der Malerey etwas zu erdichten, nur darinnen bestehen, daß man aus einzelnen in der Natur vorkommenden Stücken und Begebenheiten, neue und der Natur der Sachen gemäße Zusammensetzungen erfinde, und dadurch seine Gedanken auf eine begreifliche Art an den Tag lege.

Der Mangel eines wahren Begriffs von dieser Freyheit, und anderer zur Vollkommenheit dieser vor-

vortrefflichen Kunst unentbehrlichen Wissenschaften, scheint die Ursache des Verfalls von dem guten Geschmacke in einem Theile der Malerey zu seyn, der sonstn fähig wäre, die größte Freyheit anzunehmen.

Es ist bekannt, daß in dem weitläuftigen Felde der Malerey vielerley Erdichtungen gewöhnlich und erlaubt sind. Unter diesen sind nun die Fabel, und die Allegorie die hauptsächlichsten. Allein mit diesen beyden Gattungen, an welche sich niemand anders, als ein großer Meister wagen soll, habe ich hier gar nichts zu thun; sondern der gegenwärtige Gegenstand meiner Anmerkungen, betrifft nur die heutige neue Art, Verzierungen an Gebäuden, Gefäßen und dergleichen, anzubringen, als worinnen gleichsam auf einmal ein ganz neuer und ungewöhnlicher Geschmack eingerissen ist, der durch sein fremdes Ansehen erstlich die Sinnen eingenommen, und sich dadurch allmählich die Nachsicht der Vernunft erschlichen hat. Man hat sich um neue Schönheiten außerhalb der Natur bemühet, eine willkührliche und regellose Zusammenfügung des natürlichen mit dem unnatürlichen versucht, ja diese Ausschweifungen sogar, zur Schande der Kunst und des ihigen so erleuchteten Weltalters, den prächtigsten Gebäuden und Denkmälern einverleibet.

Da nun aber aus dergleichen Verfahren, nichts natürlicher, als eine neue Art der Barbarey in die freyen Künste und schönen Wissenschaften ein-

reißen würde *; und ich beständig dafür gehalten, daß ein jeder Weltbürger verbunden sey, nach seinem obgleich geringen Maaße des Vermögens, zur Aufnahme des guten Geschmacks in Künsten und Wissenschaften etwas beizutragen: so habe ich, durch einige hiehergehörige Anmerkungen, meine Pflicht lieber einigermaßen, als gar nicht erfüllen wollen. Ich gestehe also frey, daß ich die aniso gewöhnlichen Verzierungen an Gebäuden, Gefäßen und dergleichen, niemals habe betrachten können, ohne daß mir deren wilde und unnatürliche Gestalten ihre unwahrscheinliche und öfters unmögliche Verbindungen, den Wunsch abgenöthiget, daß sich doch endlich die Meister dieser Kunst, oder hierinnen erfahrene Kunsttrichter möchten bewegen lassen, durch ihre critische Bestrafungen, die außerhalb den Gränzen der Vernunft irrende Einbildungskraft wieder zu rechte zu weisen, und dadurch den Weg zur Erkenntniß und Erfindung wahrer Schönheiten zu bahnen.

Augsburg und Nürnberg sind schon seit langen Jahren berühmte Sammelplätze der geschicktesten Künstler in der Malerey und Kupferstecherkunst gewesen, welche die Welt durch ihren Fleiß bereichert, und allen übrigen Künstlern, Einfälle und Erfindun-

* Daß die Besorgniß des Herrn Verfassers nicht zu weit gehe, haben uns schon in der Beredsamkeit und Dichtkunst verschiedene Proben solcher Verfasser gewiesen, die auch aus Begierde was Neues zu versuchen, auf ungereimte Erfindungen, und ausschweifende Arten des Witzes, sowohl im Ganzen, als in der Schreibart verfallen sind.

bungen gleichsam vorgeschrieben haben. Ihre zahlreiche Sammlungen, und ins besondere ihre akademische Zeichnungen haben auch sehr viel Gutes gestiftet, indem sie der Jugend zu gültigen Mustern gedienet, die Anfangsgründe dieser edlen Mutter so vieler Künste zu erlernen.

Allein ihre Zierrathen, die sie zum Gebrauche für allerley Künstler selbst entworfen, oder doch wenigstens durch den Druck bekannt gemacht, sind, größtentheils von schlechten Meistern verfertigt; aber dem ungeachtet dennoch von andern Künstlern, aus Mangel eigener Erfindung, ohne Prüfung häufig nachgeahmet, und bey Gelegenheit angebracht worden. Und also hat selbst dieser lobenswürdige Fleiß zu einer Quelle vieler Ungereimtheiten dienen müssen.

Damit ich aber nicht länger ohne Beyspiele reden, und meine Beschuldigungen dadurch verdächtig machen möge: so will ich einige der neuesten Sammlungen, der so genannten neuerfundenen Schilde, vor mich nehmen, und aus deren Inhalte mein Vorgeben zu rechtfertigen suchen.

Martin Engelbrecht in Augspurg, hat die Erfindungen eines Meisters, der sich Carl Puer Elvaci nennet, in schönen Kupferstichen heraus gegeben, die auch, so viel ich anzumerken Gelegenheit gehabt, den Bilderhändlern fleißig abgekauft worden. In derselben findet man nun zwar eine freye und fertige Hand: allein die beste Malerey, und der freyeste Kupferstich sind meinem Bedünken nach, nicht im Stande, den Mangel der Wahr-

C c 2

schein-

scheinlichkeit und des Wizes in Kunstwerken zu ersehen *.

Diese Schilde sollen gleichsam Råmen und Einfassungen abgeben, in deren Feldern nach Erforderung derjenigen Stellen, wo sie angebracht werden sollen, Landschaften, Fabeln oder kleine Historien gemallet, oder geschniget werden können. Allein ihre schiefe Lage **, die bald enge zusammengezogenen, bald wieder unförmlich weit ausgedehnten Seiten und Winkel, die wunderlichen Aus- und Einbiegungen der Seitenzierrathen, scheinen gleichsam mit Fleiß die erste Absicht zu verhindern; indem der Wohlstand derjenigen Malerey sehr verhindert werden muß, die in dergleichen unordentliche Grenzen eingeschlossen werden sollte †.

Bei allen diesen Verzierungen, hat man die mannigfaltigen Verwendungen gewisser Seemuscheln zum

* Dieses gilt auch von der Wohlredenheit und Dichtkunst; wo freylich wohl mancher Einfall, oder Ausdruck, eine gewisse Gelehrsamkeit, Belesenheit, oder eine Art von Witz in sich hält, aber deswegen doch nicht zu billigen ist; wenn die Vernunft, Ordnung und Absicht etwas einfältigers, natürlicher und deutlicher vorschreiben.

** Von dieser schiefen Lage ist zu merken, daß auch viele Kupferstecher in Bildnissen der ordentlichen Stellung der Gemålde überdrüssig geworden: daher sie dieselben bald in diesen, bald in jenen Winkel des Kupferstiches zuwerfen, sie links und rechts herab zu senken; oder gar perspectivisch zu zeichnen angefangen.

† Hierbey hätten auch die neuen Bildhauer mit ihren schiefen oder verbogenen Bilderråmen einen Tertz verdient gehabt; imgleichen die Goldschmiede, mit den wunderlich gezierten Tabacksdosen, Uhrgehåusen u. a. m.

zum Grunde gelegt, so daß öfters der ganze Zierath einer wunderlich verbogenen Muschel ähnlich sieht; woben man sich aber, an die den Muscheln eigene und natürliche Verbiegungen gar nicht gekehret, sondern die Zacken derselben bald wie Locken zusammen gerollet, bald wiederum so steif und strack auslaufen lassen, als es der Urheber für gut befunden *.

Diese muschelartigen Verwendungen, die mit einigen Leisten zusammengefüget und verbunden sind, werden sodann mit allerley Geräthe aus dem Reiche der Natur und Kunst geziert. Schilf, Bäume, Schlangen, Drachen, kleine Kinder und Engel, Lanzen, Spieße, Degen, Morgensterne; Feuermörser, und alle andere Gattungen von kleinem und grobem Geschütze, werden auf dem Papiere auf diejenige Stelle gesetzt, auf welcher sie in des Erfinders Einbildungskraft gestanden: wenn es gleich wider alle Regeln der Wahrscheinlichkeit wäre, daß ein öfters so schwach gemalter Grund eine ihm viel zu schwere Last ertragen sollte †.

C c 3

Das

* Hierbey ist noch zu merken, daß manche von diesen Muscheln so ungeheuer groß sind, daß viele Menschen und Thiere darinnen Raum haben, und ganze historische Bilder so vorgestellt werden, daß alles vor, oder in einer Muschelschale vorgeht, die alles überschattet. S. etliche augspurgische Calender voriger Jahre.

† Wenn also Bilder auch einen Grund brauchen, wo werden denn die seltsamen Einfassungen gewisser Kupfer, zum Exempel in Scheuchzers Bibel, auch in dem vorhin gemeldeten venetianischen Tasso bleiben? Hier
schwe

Das 204ste Blatt seiner Sammlungen hat mir vor allen übrigen wohlgefallen. Ich will an dem muschelformigen Schild selbst, anihonicht gedenken, welcher gewiß nicht so leicht zackigter hätte erdacht werden können: weil mir ein Nebenzerrath zu unterst an dem Schilde, einen lebhaftern Eindruck von des Erfinders Art dargebothen hat. Aus einer dunkelen Oeffnung gucket ein munteres Kind hervor, welches mit beyden Händen eine Schlange fest hält, die wenigstens noch einmal so lang ist, als es selbst. Damit nun vermuthlich diese Last dem Kinde nicht zu schwer fallen möchte; so hat man an dem Muschelwerke bequeme Löcher und Zacken anzubringen gewußt, durch welche die Schlange ihren Kopf durchstrecken und sich selbst befestigen könnte. Die Verbiegung der Schlange stellet die bekannte Schlangenlinie vor, auf deren untersten Bogen wiederum ganze Reihen von jungen Schlangen oder Wipern, Schildkröten, und Schnecken gleichsam zum Spaß angebracht sind *, so daß man daraus nichts

schweben z. E. Kinder, ohne Flügel in der Luft, haben eine Traube oder ein Füllhorn in der Hand, und ganze Blumenschnüre an den Füßen hängend, ohne daß man sieht, worauf die ganze Last ruhet, u. d. g.

* Eben dahin gehören die fürchterlichen Einfassungen der scheuchzerischen Kupferbibel; die gleichfalls aus Ottern und Schlangen, und allen Arten der scheußlichsten Urgezieser bestehen. Es ist wahr, sie sind alle sehr schön gestochen; allein, daß man sie dem ungeachtet zu Zierrathen brauchet, das kömmt mir eben so vor, als wenn man auf einen Aufsatz von Confect, statt der Blumen, Messeln und Disteln stecken wollte.

gewissers abnehmen kann, als daß es des Erfinders ernstliche Absicht gar nicht gewesen seyn muß, weder ein natürliches Kind, noch die vorbenannten Ungeziefer, auf eine ihre Natur gemäße Art zu malen: sonst würde ihm der Abscheu der Kinder vor Schlangen gewiß nicht gestattet haben, dieselben ihnen als Spielsachen in die Hände zu geben; oder, so vieles Ungeziefer, ungeachtet ihrer einander zu widerlaufenden Natur, in so friedlichen Reihen, neben einander Platz nehmen zu lassen*.

Will man sich nun dergleichen Freyheiten herausnehmen, so sollte man auch billig vorher beweisen können, daß die Wahrscheinlichkeit in dergleichen Werken der Malerey, überflüssig und entbehrlich wäre. Hätte man dieses einmal mit zureichender Gründlichkeit gethan, so glaube ich auch, daß man um so viel eher die Bescheidenheit haben würde, in Beurtheilung dergleichen Erfindungen seine Vernunft gefangen, und allerley Gedanken ohne Unterscheid mit Dank anzunehmen.

Um aber zu meinen folgenden Anmerkungen desto mehrern Grund zu haben, und um zugleich zu zeigen, daß die Uebereinstimmung vieler Erfinder diese Art zu verzieren ziemlich allgemein gemacht habe: so will ich noch aus zweyer anderer Erfinder

C c 4

Aus-

* Dieses hat Horaz ausdrücklich so wohl den Malern, als den Poeten verbothen:

*Non tamen vt mitibus coeant immitia, non vt
Serpentes aibus geminentur, tigribus agni. d. i.*

Allein man mische nie das Feuer in das Stroh,
Kein Eyger heck ein Lamm, kein Adler zeuge Schlangen.

408 II. Die neuerfundenen Zierrathen

Ausgaben, einige Stellen anmerken, in welchen man sich eben dieser, und noch größerer Freyheiten bedienet hat.

Herr Cuvillies, Raht und Baumeister eines der vornehmsten deutschen Höfe, hat unterschiedliche Sammlungen seiner Erfindungen von dieser Art in Kupfer stechen lassen. So gleich auf demjenigen Schilde, dem der Titel des Buches, und der Name des Verfassers eingezichnet ist, finde ich einige derjenigen Freyheiten, die sich schwerlich dörfsten verantworten lassen. Auf der einen Seite erblicket man einen Delphin, der auf einer Muschelverbiegung auf dem Kopfe zu stehen, oder sich mit den Zähnen feste zu halten scheint. Den Schwanz schwingt er in die Luft, und sprüzet auf einmal so viel Wasser von sich, als er seiner Größe nach wahr-scheinlicher Weise kaum beherbergen konnte. Dieses ist nun an dieser Stelle um so viel strafbarer, da sich dieser Fisch außerhalb seines Elements in freyer Luft befindet, woselbst er kein Wasser einzie-hen kann, um es wieder von sich zu sprüzen *. Ja bey

* Hieher gehöret aus dem venetianischen Tasso, in den Einfassungen ein Hirsch, der hinten ein Fisch ist, und und von einem andern Meerwunder, welches halb Mensch, halb Fisch ist, und hinter ihm her in der See schwimmt, bey den Hörnern ergriffen wird. Wo sind doch solche Misgeburten anders, als in der verwirrten Phantasie der Maler? Sagt nicht Horaz davon recht:

Qui variare cupit rem prodigialiter vnam,
Delphinum filuis appingit, fluctibus aprum.

Wer sich bemüht ein Ding sehr vielfach vorzustellen,
Malt den Delphin ins Holz, den Eber in die Wellen.

bey den übrigen Nebenzierrathen, sollte man fast auf die Gedanken gerathen, der Herr Verfasser hätte den Prometheus an herzhafter Entschliesung weit übertroffen, in dem dieser dem Himmel nur etwas Feuer, jener aber die Sonne selbst, dem Neptun seinen Dreyszack, dem Mercur seinen besflügelten Stab, und dem Herkules seine Keule genommen, um sich dadurch ein prächtiges Ansehen zu geben. Wie glücklich auf den folgenden Blättern den Schilden Drachenflügel, und andere Seltenheiten angeheftet worden, um dadurch seinen Zierrathen einen neuen Schwung zu geben, will ich aniso vorbehen; weil ich in der dritten Sammlung von dergleichen Verzierungen viel freyere Erndichtungen finde, die an Seltsamkeit die vorigen beyden weit übertreffen.

Die Erfindungen dieses Meisters, der sich de la Ioue nennet, sind ebenfalls in Augspurg herausgegeben worden, und schließen einen ungemeynen Reichthum von herzhaften Einfällen in sich; indem man selten einen Schild antreffen wird, zu dessen Verzierung nicht alle vier Elemente zur Hülfe gerufen worden.

Er bedienet sich zwar des Muschelwerks nicht so häufig, als die übrigen: allein er beflanzet dasselbe dagegen mit feuerspendenden Mörsern, die, ob sie gleich mit keinem Gestelle versehen sind, dennoch losbrennen können, ohne sich von ihrer Stelle zu rücken. Erzürnte Männer streiten auf seinen Bildern mit dem Degen in der Faust, gegen wilde, und dem

410 II. Die neuerfundenen Zierrathen

Ansehen nach ganz ergrimmete Hähne *. Meerwunder, zerplatzende Feuerkugeln, brennende Schiffe, der Vorrath eines ganzen Zeughauses, von Europäischen und asiatischen Waffen, müssen seine Erfindungen zieren: dagegen zwar nichts zu sagen wäre, wenn ein jedes dieser Stücke auf eine feine, seiner Natur gemäße Art wäre angebracht worden **.

Mich deucht, diese Beschreibung wäre zureichend genug, die Art desjenigen Geschmacks begreiflich zu machen, von dem ich rede. Was zeigt derselbe aber wohl deutlicher an, als daß alle diese Erfinder, indem sie einen neuen Geschmack einführen wollen, sich eben dadurch von der Bahn des guten Geschmacks entfernen, und selbst unvermerkt in das gothische Buntwerk gerathen werden, davon sich doch die neuern Künstler so glücklich heraus geholfen †.

Es ist noch so lange nicht, daß man ganze Wände prächtiger Zimmer zum Zierrathe über und über

* Wenn es noch ein Streit der Pygmaiden mit Kranichen wäre! Aber erwachsene Menschen, mit Hähnen? das ist eine offenbare Ungereimtheit.

** Horaz tadelt die Dichter, die an unrichten Stellen den Rheinstrom, den Regenbogen, und einen Hahn und Altar der Diana abschilderten: und setzt hinzu:

Sed nunc non erat his locus.

Das alles ist sehr gut, nur hier gehörts nicht her.

† Man könnte mit Recht sagen, sie würden es endlich noch ärger machen, indem dieses noch niemals bey den Bildern oder Schlußwerken der alten Deutschen, Gothen oder Longobarden bemerkt worden; so buntscheckigt sie auch ihre Baukunst gemacht haben.

über mit Kürbisranken zu bemalen pflegte: zwischen welchen man große und kleine Jagten so glücklich anzubringen wußte, daß es in der That recht lustig anzusehen war, daß die Jäger und Thiere so klein gemalt waren, daß sie fast alle zusammen in einem hohlen Kürbis hätten Platz nehmen können*. Sind nun die vorerwähnten Erfindungen gleich nicht so lächerlich, als diese, so sind dieselben doch bereits auf solchem Wege, der sie dem lächerlichen und Abgeschmackten immer näher führt.

Ich vermuthete es zwar, daß einige, die Werke von dieser Art unter diejenigen Kleinigkeiten zählen werden, über die man sich billig nicht ärgern sollte. Da aber ein großer englischer Kunst- und Sittenrichter (der Zuschauer), die Beurtheilung der öffentlichen Schilde, mit welchen die Handwerker ihre Häuser zu bezeichnen pflegen, nicht allein für einen würdigen Gegenstand seiner Bemühung gehalten; sondern auch der Meinung gewesen, daß man die Achtlosigkeit in dergleichen Sachen, die entweder Beweise eines schlechten oder guten Geschmacks abgeben, einem ganzen Volke zur Last legen könnte: so glaube ich auch, daß ein deutscher Liebhaber des gesunden Geschmacks, es uns so viel mehr zu gut halten werde, daß wir über den verdorbenen Geschmack einer anderen Art von Schilden einige Gedanken mit Freyheit an den Tag geleyet, da dieselben

* Und was sieht man noch diese Stunde auf den ausgeschuppten Goldpapieren, als vieles Laubwerk darauf Hasen, Hirsche und Hunde, nebst den Jägern selbst herumklettern; wo sie nicht gar aus den Bäumen selbst herausgewachsen sind.

412 II. Die neuerfundenen Zierrathen

selben nicht so wohl an gemeinen Gebäuden, als vielmehr an großen Palästen, die billig Tempel des guten Geschmacks seyn sollten, kostbare Zierrathen ausmachen. Sie sind also um so viel strafbarer, je mehr Kunst und Kosten darauf verwendet werden, und man könnte noch überdem dieses, als die angenehmste Frucht seines Versuchs ansehen; wenn er durch seine Verwegenheit größere Kenner und Meister gereizet hätte, mit Verwerfung aller seiner Gründe hierüber ausführlicher zu reden.

Die ganze Sache aber scheint meinem Ermessen nach, auf die Beantwortung der Frage anzukommen, ob es nicht möglich sey, Zierrathen zu erfinden, die das Auge und die gesunde Vernunft zugleich befriedigen, und neben dem äußerlichen Wohlstande zugleich eine genaue Wahrscheinlichkeit in sich schliessen? Ist dieses aber möglich, warum will man denn seine Zuflucht zu dem unnatürlichen und abgeschmackten nehmen?

Wer könnte aber wohl das erstere anders verneinen, als derjenige, der unter den schönen Werken der Natur und Kunst, als ein Fremdling herumgeirret, und keines vernünftigen und lebhaften Eindruckes solcher Seltenheiten fähig gewesen? Die ganze Natur biethet einem aufmerksamen Künstler fast unendliche Gegenstände zu seinem Gebrauche dar. Eine unzählbare Menge von Früchten, Blumen, Kräutern, Bäumen, Gegenden und Geschöpfen umgeben ihn gleichsam rund herum, unter welchen allen er nur eine geschickte Wahl zu treffen, und

und die einzelnen Stücke auf eine natürliche Art zu vereinigen hat *.

Was für einen weitläufigen Vorrath von schönen Zierrathen, gewähret einem Künstler nicht die Kenntniß der Alterthümer und der Fabeln? Kostbare Waffen, prächtige Gefäße und Opfengeräthe, Tempel, Ehrensäulen und Triumphbogen, biethen ihm so viele vortreffliche Gegenstände dar, aus welchen er nach Beschaffenheit desjenigen Orts, den er auszieren soll, dasjenige nehmen kann, welches an derselben Stelle das wahrscheinlichste ist. Und kurz, fehlet es einem Erfinder nur nicht an denen zur Vollkommenheit seiner Kunst unentbehrlichen Wissenschaften, und einer unterscheidenden Urtheilskraft, so wird es ihm gewiß niemals an Stoffe zu schönen und regelmäßigen Zierrathen fehlen können.

Hieraus ist es nun leicht abzusehen, daß es nur einzig und allein den geschicktesten Meistern überlassen werden mußte, dergleichen Vorschriften zu verfertigen. Diese würden neben der Kenntniß der einzelnen Stücke zugleich die Kunst verstehen, das Ganze auf eine solche Art zusammen zu setzen, daß es

* Man merke hier, auf eine natürliche Art. Denn auch in dieser Art der Malereyen, wird oft wider die Natur verstoßen; wenn man Früchte und Blumen zusammen paaret, und auf einem Stücke entwirft, die die doch einander so zu reden, niemals gesehen haben, weil sie in den entlegensten Jahreszeiten hervorkommen. Man sieht ja oft Fruchtstücke, wo Erdbeeren, frühe Kirschen, und Weintrauben zugleich erscheinen; imgleichen Blumenstücke, wo Hiacinthen und Aurikeln mit Sonnenblumen und Tuberosen gepaaret sind. Wer kann das dulden?

es einen schönen Zierrath auszumachen, und zugleich eine angenehme Haltung anzunehmen fähig wäre. Oder zum wenigsten wäre es doch billig, daß in denjenigen Städten, in welchen mit großen Künstlern besetzte Akademien anzutreffen sind, die Kupferstecher eben so wenig, als die Buchdrucker auf Universitäten, befugt seyn müßten, ohne vorhergängige Prüfung und Gutachten der Akademie, dergleichen Erfindungen heraus zugeben.

Zuletzt muß ich noch gleichsam im Vorbengehen anmerken, daß mir die ausländischen Namen der Erfinder einen neuen Beweis von der gar zu großen Gefälligkeit unserer Landesleute gegen den fremden Wiß gegeben haben *.

Deutsche Kupferstecher haben diese Grillen fremder Erfinder an das Licht gegeben, ohne vielleicht zu bedenken: daß es viel nachtheiliger sey, etwas schlechtes nachzuahmen, und so gar durch den Druck bekannt zu machen, als es selbst zu erfinden. Man entschuldiget uns noch viel eher, wenn wir unsern eigenen Schwachheiten zu viel Gutes zutrauen.

U.

* Hier kömmt der Herr Verfasser auf die wahre Quelle dieser seltsamen Zierrathen. Nicht Deutschland, sondern die Meisterinn so vieler ungereimten Moden, Frankreich, ist auch die Erfinderinn dieses so verderbten Geschmacks geworden. Der geschobene und verbogene Schwung dieser Zierrathen ist also auch eine französische Grille, die mit Recht von einigen großen Künstlern in Deutschland. z. E. Dem Herrn Giese in Berlin, verabscheuet wird. Und wenn es gleich von vornehmen Leuten, ihm mehr als einmal zugemuthet worden, sich auch der Mode zu bequemen: so hat er es doch großmüthig abgeschlagen. So machen es wahre Künstler.

Allein, wenn man fremde Fehler nicht nur duldet, sondern auch so gar annimmt, so machet man sich derselben theilhaftig; welches um so viel strafbarer ist, da wir unser Urtheil über fremde Sachen mehr, als über eigene in unserer Gewalt haben.

Möchten doch die Deutschen ihre eigenthümliche Fähigkeit, die ihnen in den größten und vortrefflichsten Erfindungen einen gegründeten Vorzug erworben, mit mehrerer Zuversicht erforschen und anwenden: so würden sie finden, daß sie es gar nicht nöthig hätten, in Kleinigkeiten Wiß bey den Ausländern zu borgen, und mit der Ausbreitung fremder Thorheiten ihre eigene Schande zu verewigen. Zumal, da der Verfall des guten Geschmacks in manchen Künsten, mit dem Verfalle der Wohlansständigkeit in den Sitten, bey einigen benachbarten Ausländern, immer deutlicher zu werden anfängt. Vor diesem herrschete bey unsern Nachbarn eine anständige und vernünftige Freyheit in der Art zu leben und zu denken; und damals war die Begierde der Deutschen, sich mit den guten Eigenschaften der Fremden zu zieren, allerdings lobenswürdig. Allein aniso, da diese wohlansständige Freyheit sich in eine ungezogene Ausgelassenheit verwandelt; da die unverschämte Dreistigkeit den Platz der höflichen Freyheit erhalten; und da diese Veränderungen sich auch so gar in ihren Kunsterfindungen äußern; allwo diejenige regelmäßig angebrachte Freyheit, welche die Kunst mit der Natur immer näher vereinigte, sich in eine wilde und regellose Ausschweifung verwandelt; da man die schöne und sichere

Bahn

Bahn der Natur verläßt, und ungereimten Künsteleyen nachläuft, und mit der Abweichung von der Natur sich zugleich von Schönheit und Richtigkeit entfernt: so sollten die Deutschen um so viel eher in sich selbst zurücke kehren, und sich vielmehr bemühen, ihren Wiß nach der Vorschrift einer gereinigten Vernunft, als nach der öfters verworrenen Einbildungskraft ihrer Nachbarn zu bilden, und durch würdige Proben der Welt zur Beurtheilung vorzulegen. R.

* * * * *

III.

Platons Urtheil von der Poesie. *

Einige Zeit darauf, als der Abt Massieu seine Vertheidigung der Poesie abgelesen hatte, welche man in dem andern Bande der Memoires de l'Academie findet, und in welcher er anzugeben scheint, Plato habe alle Poesie ausdrücklich aus seiner Republik verbannet: so unternahm der Abt Fraguier, (von welchem man auch in eben dem Bande eine Abhandlung findet, wozu Plato die Poeten brauchet) die wahrhafte Meynung des Plato von dieser Sache, genauer zu erklären. Er behauptete, dieser Philosoph sey nicht wie man gemeiniglich glaubt, ein Feind von der Poesie überhaupt gewesen; sondern habe nur den

Ge

* Siehe Hist. de l'Acad. des Inscript. et belles Lettres. T. I. p. 216. seqq.

Gebrauch dieser Art von Nachahmung bestimmen wollen: so wie er die Art von Nachahmung festgesetzt hat, die durch die Musik und das Tanzen geschieht. Er habe auf nichts gedacht, als die Menschen vollkommener zu machen, und kein Mittel verworfen, welches dazu dienen kann. Da nun die Nachahmung des Guten, welches dieselben vermehret, eins der besten ist: so war Plato gar nicht gesonnen, das Gute zu verworfen, welches aus der Poesie entspringt. Wenn man daher glaubt, er habe sie ganz und gar verworfen, so behauptet man, nach des Herrn Fraguier Meinung, daß man eine so schöne Gabe nicht anders, als auf eine verderbliche Weise gebrauchen könne; daran er aber nie gedacht hat. Zwar kennet Plato etwas, das noch viel besser ist, als sich allein an die Nachahmung zu halten; nämlich, wenn man selbst was thut, das nachahmungswürdig ist: allein er schließt von der Nachahmung nichts aus, als was ihm böse vorkommt. Insonderheit hat er sich bemüht den Mißbrauch der Dichtkunst und Redekunst zu zeigen; weil diejenigen, welche entweder Dichter oder Redner waren, ihre Gaben insgemein sehr übel anwendeten, und gleichwohl über alles erhaben zu seyn glaubten; ohne zu bedenken, daß dasjenige, welches die Menschen wirklich über alles andere erhebt, nichts anders seyn kann, als die Tugend, deren Anführung den größten natürlichen Geschicklichkeiten erst den rechten Werth ertheilet; welche an und für sich selbst weder Lob noch Tadel verdienen, und dennoch eins oder des andern würdig werden, nach-

dem man sie gut oder schlecht anwendet. Man kann hieraus urtheilen, daß der Abt Fraguier, diese neue Abhandlung sowohl in der Absicht unternommen, Platons Strenge gegen die Poesie zu rechtfertigen, als auch ihn mit den Dichtern auszuföhnen. Um nun zu beweisen, daß Plato wirklich die Poesie erlaube, so setzt er folgendes fest.

1. Habe Plato gewollt, daß man sich zum Unterrichte der Menschen, der Fabel bedienen solle: ja da er sich selbst an so vielen Stellen seiner Werke derselben bedient, so behalte er ja dasjenige bey, was eigentlich den Grund der Poesie ausmacht, und das rechte Wesen davon ist.

2. Da er den Gebrauch der Gesänge und Lieder zur Ehre der Götter und Menschen vorgeschrieben: so behalte er auch das erhabenste von der Dichtkunst bey, welches der wahren Schönheiten und der Begeisterung einer Seele, die voller schönen Empfindungen ist, am fähigsten ist.

3. Daß er den Dichtern erlaube, von den Lastern zu reden, um deren Häßlichkeit zu zeigen, und die Guten durch das Beyspiel der Bösen, in der Tugend zu bestärken.

4. Wolle er nur, daß ein poetisches Werk, es sey neu oder alt, der Untersuchung der Obrigkeit unterworfen seyn solle; damit in seinem Staate dasjenige nicht geschehe, was sich täglich bey uns eräuet: daß die Gesetze von der Theologie und Morale eine Sprache reden, der die Sprache des Dichters gerade zuwiderläuft.

Freylich würden, nach der Vorschrift dieser Untersuchung, wenige von denen Dichtern, die vor dem Plato gelebet haben, beygehalten werden: allein eine gute Verfassung des Staates, könnte doch wohl den Sinn der Dichter auf die Grundsätze der wahren Philosophie lenken, und machen, daß der Inhalt ihrer Arbeiten eben so nützlich wäre, als die äußere Form bewundernswerth ist.

Hierauf ließ sich der Herr Fraguier in eine ziemlich weitläuftige Beschreibung derer Ursachen ein, die Plato gehabt hatte, die theatralische Dichtkunst auszuschließen. Er sagt, 1. daß, die Leidenschaften so zu erregen, wie das Trauerspiel thut, nach Platons Meynung, dieselben nur verstärken heiße. Dieser Weltweise habe sich nicht einbilden können, daß man die Leidenschaften besänftige, wenn man sie erregt. Diese Meynung wäre für den Aristoteles aufgehoben gewesen, dessen Erklärung dieses Punctes, so wie vieler andern, unter seinen Auslegern nicht allemal gleich ist. Und nichts sey demjenigen mehr entgegen, was Plato im Phädon und im IX. und X. Buche seiner Republik sagt.

2. Daß die komische Nachahmung, deren Ergehung von ihm in dem Philebus verworfen worden, dem Plato, als einem freygebohrnen Menschen unanständig vorgekommen, und sich nur für niederträchtige Sklaven zu schicken geschienen. Herr Fraguier bestätigt alle diese Sätze mit den Worten des Plato selbst, die er meistens aus den

Büchern von der Republik und von den Gesetzen hergenommen *. Hierauf berührt er, was die Beredsamkeit betrifft, weil der Abt Massieu auch davon geredet hatte, und beschließt: daß Plato so wenig die ganze Poesie und Beredsamkeit aus seiner Republik verbannet habe, als ein Prinz alles Gold und alles Silber aus seinen Staaten verbannen würde; weil er etwa nur lauter sehr reines Silber und Gold eingeführet wissen wollte.

Hierauf brachte der Abt Coutüre die Frage vor: welches denn eigentlich Platons wahre Meynung von der Dichtkunst gewesen? Seine Absicht hierbey war, zu untersuchen, ob der Abt Massieu, oder der Abt Fraguier, Platons Sinn besser eingesehen? Es kam unter ihnen auf die Frage an, ob Plato die ganze Poesie aus seiner Republik verbannet habe? und hiervon glaubt der Abt Coutüre, daß er es gethan. Er gründet sich hierinn auf folgende Ursachen. Plato schließt alle diejenigen aus, welche, weil sie von einer poetischen Begeisterung eingenommen werden, nicht mehr Meister ihrer Einbildungskraft sind, deren Feuer sie ohne Unterscheid in sehr lebhaftes Schilderungen und Nachahmungen alles dessen verleitet, was sie beschreiben sollen; in zwar bekannte, aber doch seltsame Ausdrücke von den Göttern, und in eine Sittenlehre, die eben so wenig Maaß hält, als unrichtig ihre Theologie ist. Nun steht es mit einem

* Plato de Republ. Lib. 2. 3. 5. p. 468. u. 10. de Leg. 7. p. 800. C. 801. 802. B. 816. E. 829. E 654. E. 835. etc. de Leg. 11. p. 937. D. 12. p. 947. B. in Philebo p. 48. 49. etc.

nem jeden wahren Dichter nicht anders! Diese Schlußrede, deren Theile Herr Coutüre sehr gelehrt beweiset, giebt ihm unzählige Sachen von Platons Absicht, von dem Wesen eines Dichters, von der poetischen Begeisterung u. s. w. an die Hand. Herr Fraguier gab den ersten Satz zu, allein er erklärte einen gewissen Gebrauch der Begeisterung, (welcher nichts anders ist, als die Einbildungskraft, die von einem schönen Feuer regiret wird,) deren Stärke bey einem Dichter, welcher voller tieffinnigen und praktischen Wahrheiten ist, nichts anders hervorbringt, als die Nachahmung edler Sachen, wahre und richtige Begriffe von der Gottheit, und Sätze, die aus einer sehr weisen Morale fließen. Dergleichen sind z. E. die Chöre in der Esther und Athalia; der Lobgesänge in der heiligen Schrift, und der Psalmen zu geschweigen; welche noch von einer erhabnern und ganz göttlichen Art sind.

IV.

Epitres diverses sur des sujets différens. à Londres. 1740.

D. i.

Einige Briefe über verschiedene Materien. London. 1740. in 8. 17. Bogen.

Wir würden alle unsere Liebe zu unserm Vaterlande verleugnen müssen, wenn wir in diesem Büchersaale noch länger von

einem Werke schweigen wollten, welches seinem Verfasser und Deutschland so viel Ehre macht. Der Verfasser desselben ist nämlich ein Deutscher, so ähnlich auch seine französische Poesie den besten gallischen Dichtern ist. Er fürchtet zwar in seiner gar zu bescheidenen Vorrede, daß man ihm diesen Vorzug in Frankreich nicht einräumen werde; allein wir glauben, daß kein vernünftiger Franzose ihm denselben streitig machen wird: es müßte denn, die in Frankreich so sehr übliche Höflichkeit gegen die Ausländer, nur allein auf dem französischen Parnasse nicht statt haben. Zwar können wir nicht leugnen, daß es uns nach unserm angebohrnen Eifer für die Ehre unserer Muttersprache, selber lieber seyn würde, wenn der Herr von Bar diese Briefe in deutscher Sprache geschrieben hätte. Es ist unmöglich, daß ein Mann, der so schön denkt, sich nicht auch gut ausdrücken sollte. Zu dem so hat er sie ja in einer Zeit geschrieben, wo man mit aller Gewalt das neue Gesetz zu gründen sucht, daß man eines schönen Gedankens wegen, die ärgsten Sprachschneider verdauen müsse. Sein Werk würde also gewiß in Deutschland bewundert worden seyn, gesetzt das es auch nicht in der zierlichsten Schreibart erschienen wäre. Allein, da der Herr Verfasser ganz anderer Meynung ist, als obige poetische Gesetzgeber, und sich in der Vorrede erklärt, daß er die französische Sprache nur darum gewählt, weil er sich getrauet in derselben viel besser zu schreiben, als es ihm in seiner Muttersprache möglich seyn würde: so müssen wir die Hand auf den

Mund

Mund legen, und gestehen, daß es der deutschen Ehre noch vortheilhafter ist, dieses Werk in einer ausländischen Tracht erhalten zu haben, als wenn es ganz und gar unterdrückt worden wäre: denn es wird allemal ein Vorzug mehr seyn, den unser Land vor seinen stolzen Nachbarn erhalten hat.

Wir schreiten zu dem Werke selbst. Es besteht aus zwölf satirischen Briefen in Versen. Da nun der Dichter in französischer Sprache schreibt, so hat er sich auch oftmals solche Personen, an die er seine Briefe richtet, erwähnt, die in Frankreich ihrem Character nach, überall bekannt sind. So ist das 1. Schreiben an den Alceste, den Menschenfeind im Moliere. Das 2. ist an den Tarruffe, aus eben demselben; das 3. an den Jourdain, den bürgerlichen Edelmann, a. e. d. Das 4. an den Sganarelle, den gezwungenen Arzt, a. e. d. das 5. an den George Dandin, den betrogenen Ehemann, a. e. d. Das 6. an den Geronte, den Testamentmacher, das 7. an den Sancho Pansa, das 8. an den berühmten engländischen Calendermacher und Sterndeuter, Partridge, das 9. an den Ritter Martin, der aus Swifts Märchen von der Tonne bekannt ist, das 10. an den großen Diamant, das 11. an des Dichters Vaterland, das 12. an den Buchhändler Peter Marteau, gerichtet. Wir wollen, so viel es sich thun läßt, von allen diesen schönen Stücken etwas sagen.

In dem ersten Briefe an den Menschenfeind, welcher die Aufschrift hat:

Humani generis mores tibi nosse volenti
 Sufficit vna domus: paucos consume dies, et
 Dicere te miserum, postquam illinc veneris, aude.
Iuuen. Sat. XIII.

Sagt der Dichter dem Alceste, man müsse sich nie soweit erniedrigen, daß man alle Menschen überhaupt hasse. Der Menschenhaß sey eine Krankheit, und keine Tugend; sie quäle den Geist, nähme den Körper selbst bald ein, und entzöge uns den Lebendigen, ohne uns den Todten zuzugesellen. Er (der Dichter,) würde niemals einem Bösewichte, der mit den Meyneiden verschwendrlich umgeht, und durch lästern seine Redlichkeit beflechte, oder einem Judas, welcher verrätherisch mit ihm umgienge, die Ehre anthun, daß er sie hassen sollte.

Le plus vil des humains pourra m'assassiner,
 Mais ne parviendra point jusqu'à me chagriner.

Der ärgste Sterbliche kann mich durchs Schwert entseelen;
 Doch steht es nicht bey ihm durch Gramen mich zu quälen.

Hierauf sagt er, daß diese Gelassenheit keine Gabe der Natur des Dichters, sondern eine Wirkung der Vernunft, und Ueberlegung sey. Seitdem er sich ganz allein der Untersuchung des Menschen ergeben, fände er wenig Sterbliche, die seines Hasses würdig wären. Und allerdings, wenn kein einziger Zufall das Herz eines Philosophen bewegen soll; wenn der Weise auch in Ketten frey, und bey dem Untergange der Welt selbst, unerschrocken seyn soll: mit was für einer Frechheit will denn ein Menschenfeind sich über die Sitten seiner Zeit beschweren?

Hier=

Hierauf geht er die Klagen des Alceste durch. Ein Richter, der vielleicht übel berichtet, vielleicht auch unwissend, oder gar bestochen ist, spricht ihm, einem Bösewichte zu gefallen, der mit den ärgsten Lastern besetzt ist, sein rechtmäßiges Gut ab. Dieser krönt seine Lasterthaten noch mit der Beschimpfung seines Gegners. Die Welt hält ihn für den Bösewicht der er ist; allein Alceste muß doch schuld haben. Die Liebe kommt noch dazu: eine verbuhlte und schmähsüchtige Wittwe, gefällt ihm und nimmt sein Herz ein; sie hat ihn zum besten, und verräth ihn auf das schändlichste. Allein alles dieses geschieht dem Menschenfeinde nicht allein; es geht täglich in der Welt so. Was man nun aber alle Tage vor Augen sieht, daß muß einen nicht verdrießlich oder mürrisch machen. Er erzählt hierauf, daß man ihn selbst durch einen unbilligen Richterspruch um sein Vermögen gebracht, welches ihm, so lange er lebe, von rechts wegen niemand, als Gott allein hätte sollen nehmen können. Allein sagt er, deswegen weil man mich bestehlen kann, hat man das Mittel noch nicht erfunden, mich zweifelnd zu machen. Wer auf meine Kosten verdämmt werden will, der ist nur gar zu sehr zu beklagen. Er ist ein rasender Thor, den ich scheuen muß, und dem ich, um ihn los zu werden, gern die Güter abtrete, die das Glück mir ohne Zinsen geliehen hatte.

Der Dichter schreitet hierauf zum andern Punkte, das Frauenzimmer betreffend, wo er allerdings die Sachen zuweilen zu hoch treibt. Z. E. daß keine eheliche Verbindung beglückt zu nennen, als des

venetianischen Dogen seine, mit dem adriatischen Meere. Allein man muß ihm dieß als einem Satirenschreiber zu gute halten: zumal da er nicht allem Frauenzimmer alle Verdienste abspricht, und auch durch diese Billigkeit den Character eines vernünftigen und tugendhaften Mannes beybehält. Zum Beschlusse rath er dem Menschenfeinde noch die Welt nicht zu fliehen: denn ein Flüchtling bezeige sich nicht als ein Held. Er sagt:

Demeure, & sache enfin, qu'à force de souffrir,
L'Homme apprend les deux arts, de vivre & de mourir.
Je plains le Fortuné qu'aucun malheur n'afflige,
Il me semble en effet que le Ciel le neglige;
Je suis tout glorieux de pouvoir me vanter
De mille & mille maux, que j'ai pû supporter.
Endure, sans t'aigrir, tous ceux que Dieu tolère,
Et contre tes défauts epuise ta colère.

O bleib! und lerne dann, daß durch beständig Leiden,
Der Mensch die Kunst erlernt zu leben und zu scheiden.
Das Glückskind dauret mich, das gar kein Unfall plagt,
Es scheint, der Himmel hab ihm alle Gunst versagt.
Ich bin recht stolz darauf, manch schweres Leid zu nennen,
Das ich, so hart es war, doch überstehen können.
Erdulde, sonder Groll, die, die Gott leiden kann:
Nur deine Fehler sich mit stetem Zärnen an. . . .

Auf diese schöne philosophische Art fährt er bis zum Schlusse des Briefes fort, davon wir ferner nichts sagen und zum zweyten Schreiben schreiten wollen.

Es ist wie gemeldet worden, an den scheinheiligen Tartuffe gerichtet; und enthält sehr schöne und lebhaftes Abschilderungen vieler seiner Mitbrüder, sonderlich in der römischen Kirche. Insonderheit ist das abscheuliche Verbrechen des berühmten P. Girards allhier mit sehr lebhaften Farben abge-
schil-

Schildert. Man kann diese Stelle nicht lesen, ohne von neuem allen den Abscheu zu empfinden, den das schändliche Verfahren dieses Ruchlosen ehemals bei allen Tugendliebenden erwecket hat. Nachdem der Dichter einen Theil dieser Schandthaten erzählt, sagt er:

Le Ciel lassé permit qu'enfin ce seducteur
 Demasqué par le tems parut en sa laideur.
 La Justice en fremit, & sur ce miserable
 Leva d'un bras vengeur son glaive formidable;
 Le peuple s'attendoit qu'un Trone de fagots
 Recevroit dignement le Roi des faux Devots;
 Mais, o Justice! o Tems! le Santon Catholique,
 Des flammes du Bourreau, sauva son corps étique.
 En vertu d'un arrêt, par la Brigue extorqué
 Il se voit innocent & de nouveau masqué.
 La Fievre l'étranglant, au defaut du Tonnerre
 Son cadavre inhumé déshonore la Terre.

Des müden Himmels Schluß vergönnte, daß die Zeit
 Den Bösewicht entdeckt, in voller Häßlichkeit.
 Der Richterstuhl erschrock! mit racherfüllten Händen
 Sah man das Strafheil sich nach diesem Frevler wenden.
 Das Volk erwartete, zum wohlverdienten Lohn
 Für dieses Heuchlerhaupt den nahen Holzstoß schon.
 Allein, o Zeit! o Recht! des Klostersvolks Bemühen
 Wußt den verdorrten Leib den Flammen zu entziehen.
 Durch eines Ausspruchs Kraft, den seine Rott erhält,
 Sieht man ihn Unschuldsvoll auf freyen Fuß gestellt.
 Der Donner fehlt! drum muß das Fieber ihn verzehren,
 Und sein begrabnes Nas den Erdball noch entehren.

Nachdem er ferner von der Wollust der Tartüffen auf ihren Geiz kömmt, heißt es:

Le seul Dieu qu'il adore & qu'il croit sage & bon,
 N'est pas un Dieu de pâte en forme de jetton.
 C'est un Dieu plus puissant, le Tyran de la Terre
 C'est le Dieu pour lequel nos Rois se font la guerre.

Der Gott den er verehrt, für weis und gütig hält,
Ist nicht ein Gott von Teig aus Andacht aufgestellt.
Es ist der Gott der Welt, ein starker Gott im Siegen,
Es ist der Gott, um den die Fürsten sich bekriegen.

Nachdem er in einer erhabenen Schreibart und mit einer, seiner Materie gemäßen Bitterkeit, noch ferner fortfährt, so kömmt er endlich auch auf die Bethschwwestern:

Tels sont tous nos Devots; & s'il est sous les Cieux
Un Etre plus mechant, plus faux, plus furieux,
C'est la Femme devôte, Amazone sacrée,
Ou plutôt du Demon Prophetesse inspirée.

So sehn die Häuchler aus! und wird uns in der Welt
Was böfers, wüthenders und fälsches vorgestellt,
So ist's die Betherinn: (die heiligen Amazonen!)
Der Prophetinen Herz, darinn die Teufel wohnen.

Der Dichter läßt diesen lächerlichen und böshaftigen Geschöpfen ihr völliges Recht widersfahren, und erhält sich bis an das Ende der Satire in einem gleichen Feuer; welches seinem Eifer für die ungehäuchelte Gottesfurcht Ehre bringt.

Das dritte Schreiben an den bürgerlichen Edelmann, enthält bald anfangs die bekannte Fabel von der Fledermaus, welche ganz kurz und körnigt vorgetragen ist. Er zeigt hierauf dem Jourdain, wie unrecht er thue, die Kaufmannschaft zu verachten, die solche nützliche und begüterte Bürger lieferte. Der Adel sey manchem eine große Last, der, um sich nicht zu erniedrigen, lieber elend und arm leben müßte; so wie das Hermelin lieber umkömmt, als sein Fell befleckt. Die Beschreibung, die er dem Jourdain von allem dem macht, was ein

ein Edelmann heut zu Tage alles wissen muß, ist sehr angenehm zu lesen. Denn ob es uns gleich scheint, daß der Herr Verfasser ein wenig zu weit geht, wenn er hierzu die Kenntniß aller alten Schriftsteller, die griechische und hebräische Sprache, den Aristoteles, Plato, Cartesius, Newton, Bernoulli, Leibniz, Wolf, Keil, Clarke, Bayle, Locke, die ganze Mathematik, die Historie, eine vollkommene Geschicklichkeit in den Rechten u. s. w. rechnet: so ist dieß vielleicht nur ein oratischer Kunstgriff, um seinen Correspondenten desto mehr abzuschrecken. Wir streiten dem Herrn Verfasser eine so weitläufige Kenntniß der Gelehrsamkeit nicht ab; allein wir glauben, daß er wenig Mitbrüder haben werde. Der Dichter gesteht es auch bald selbst, daß die große Geschicklichkeit und Tugend keine wesentliche Eigenschaft des Adels sey:

Ennemi de l'Orgueil, j'estime & je révère
 Le Fils, le digne Fils, qui surpasse son Père.
 Mais lorsque l'argent seul, dans le Negoce acquis,
 Fait le nouveau Baron, le Comte, le Marquis:
 Je dis à ces Seigneurs, deserteurs de Mercure,
 Que tout Titre acheté n'est qu'une grosse Injure.
 Je conviens volontiers, que par un lâche abus,
 Nous sommes tous exemts de prouver des vertus:
 Et qu'un sot sans mérite, en faveur de ses Titres,
 A Cologne à Strasbourg entre dans des Chapitres.
 Ou le Fils du grand Turc se verroit refusé,
 Quand même par le Pape il seroit batifé.

Ich bin dem Stolze feind; ich seh mit Ehrfurcht an,
 Den Sohn der an Verdienst dem Vater trocken kann.
 Doch wenn das bloße Geld durch ein Gewerb erbeutet
 Den neuen Freyherrn nur und Grafen, zubereitet;

So sag ich solchem Herrn, der dem Merkur entwich:
 Erkaufte Titel, sind ein wahrer Schimpf für dich,
 Ich geb es freylich zu (Dem Mißbrauch ist's gelungen!)
 Es wird bey'm Adel auch auf Tugend nicht gedrungen.
 Ich wets, daß mancher Thor mit Ahnen ausgeschmückt
 In Cölln und Straßburg sich zum Domcapitel schießt.
 Kam aber einst der Sohn des Großsultans gegangen,
 Vom Pabste selbst getauft; er würde nichts erlangen.

Wir brechen der Weitläufigkeit wegen ab; und
 empfehlen dieses schöne Schreiben dem fernern
 Nachlesen unserer Leser, sonderlich derer, die eine
 gleiche Sucht mit dem Jourdain plagt.

Das vierte Schreiben an den gezwungenen
 Arzt, fängt sich mit einer Ermahnung an den
 Sganarelle an: er sollte sich nur seinem Schick-
 sale ergeben, und immerhin einen Beruf antreten,
 wozu er sich nicht schießt. Er hätte unter Hohen
 und Niedrigen Beyspiele genug, die es eben so
 machten.

Un Fat peut éviter les pièges d'un Flateur,
 Mais dès qu'aux yeux du monde un puissant Protecteur
 Veut bien le revetir d'une charge honorable,
 Ce Fat peut-il prévoir, qu'il en est incapable? . . .
 Voulez-Vous qu'à l'instant il rejette son office,
 Qu'on offrirait peut-être à plus grand sot, que lui? . . .
 Voulez-vous vous piquer de sentir des scrupules
 Autre-fois très-sensés, aujourd'hui ridicules?

Ein Geck kann leicht dem Garn der Schmäucheleh entgehen;
 Will aber vor der Welt ein Gönner ihn erheben
 Und schenket ihm ein Amt das Würden in sich schließt:
 Kann denn der Geck es sehn, daß ers nicht würdig ist? . . .
 Soll er den Augenblick sein schönes Amt verschmähen,
 Und größern Ehren noch als er ist, geben sehen? . . .
 Willst du alleine dir viel kluge Zweifel machen,
 Die man sonst Weise nennt, und ist pflegt auszulachen?

Der

Der Dichter geht einige Stände durch, darinnen es viel Misvergnügte giebt, die das, was sie sind, nicht gerne sind. Unter andern heißt es:

Je vous crayonnerois l'Homme de probité,
A la Cour malgré lui par son sort arrêté.
Qui doit, pour subsister d'un salaire assez mince,
Souffrir aveuglement aux crimes de son Prince.

Wald schilderte ich dir des frommen Manns Verdruß,
Der wider Willen sich bey Hofe zeigen muß:
Er muß, soll ihm ein Lohn der klein genug ist, bleiben,
Des Fürsten Lasterthat nur blindlings unterschreiben.

Auf diese Art geht der Brief bis ans Ende fort, und erhält sich durchgehends in einer angenehmen satirischen Schreibart.

Das fünfte Schreiben an den George Dandin, zeigt auf eine feine und angenehme Art alle Verdrießlichkeiten, die der Heyrath einer bürgerlichen Person mit einer adelichen zu folgen pflegen. Es ist lebhaft, ob gleich hier und da ein wenig gar zu satirisch und parteyisch geschrieben.

Der sechste Brief an den Testamentmacher Geronte, handelt gleich anfangs von der Schwierigkeit ein Testament zu machen. So schwer es ist, bey Lebzeiten, ein großes Vermögen vernünftig zu verwalten, so schwer ist es auch nach seinem Tode dasselbe vernünftig und billig auszutheilen. Der Herr Verfasser ist überhaupt dem Testamentmachen fast ganz zuwider. Er sagt:

Je suis homme & Chrétien; un père, à mon avis,
Ne sauroit sans horreur, exhéreder un fils.
Le Fils peut encor moins déshériter son pere;
Le frere de ses Biens n'ose exclure le frere.
Quiconque t'appartient, dès qu'il est indigent,
Acquiert par la Nature un droit sur ton Argent.

Ich bin ein Mensch und Christ: dem Vater stehts nicht an,
 Daß er ohn Uebelstand den Sohn enterben kann.
 Dem Sohne stehts nicht frey, den Vater auszuschließen;
 Kein Bruder soll mit Recht des Bruders Erbschaft missen,
 Wer dein Verwandter ist und lebet arm und schlecht,
 Der hat schon von Natur auch auf dein Gut ein Recht.

Von der Rache aber die zuweilen durch Testamente ausgeübet wird, sagt der Dichter:

Qui se venge en testant, n'a qu'une ame de bouë,
 Et de quelque Vertu que d'ailleurs on le loue.
 C'est un lache vangeur, qui dans son Testament
 A sa propre infamie élève un Monument.

Die Rache dieser Art ist Niederträchtigkeit;
 So vieles Lob man auch sonst seiner Tugend weiht,
 So schändt die Rach ihn doch: sein Testament auf Erden,
 Muß seinem eignen Schimpf ein ewig Denkmaal werden.

Er redet auf diesen Schlag ferner fort, und führet unter andern das Beyspiel des Plinius an, welcher nie in einem Testamente Fehler finden wollte; weil ihm schon der bloße Name einer solchen Schrift so heilig war, als ein römischer Rathschluß. Die ganze Satire giebt den vorigen an Schönheit nichts nach.

Nun folgt der siebente Brief an den Sancho Pansa; dessen Sprichwort, todos los duelos con pan son buenos; alles Unglück ist erträglich, wenn man nur Brod hat, gleichsam der Hauptsatz dieser Satire sind. Sie ist überaus angenehm geschrieben, und erhält sich durchgehends in einem sinnreichen Scherze, den die bekannten Ebentheuer dieses ehrlichen Menschen, welche einem jeden der dieß Schreiben liest, von neuem einfallen müssen, noch angenehmer machen. Der Dichter billigt

billigt das Sprichwort des Sanscho Pansa vollkommen; versteht aber unter dem Brode, welches am süßesten schmeckt, dasjenige, dafür man niemanden anders zu danken hat, als dem Himmel allein. Das Brod, was man an den Tafeln der großen Herren ißt, ist ihm allezeit hart und grob, es sey auch noch so fein und weiß.

A l'horreur d'obeir aux Caprices d'un Grand,
Je préfère l'honneur de vivre indépendant.
Au seul mot de servir, mon esprit indocile
N'attache qu'une idée absolument servile.

Der Furcht dem Eigensinn der Großen nachzugeben,
Zieh ich die Ehre vor für mich allein zu leben;
Schon mit dem Worte Dienst verknüpft mein stolzer Geist
Stets einem solchen Sinn, der völlig slavisch heißt.

Wir wollen weiter von dieser Satire nichts sagen, als daß sie uns eine von den schönsten zu seyn scheint, und gewisser Ursachen wegen wohlwerth wäre, von einer geschickten Feder ganz übersezt zu werden; welches doch wegen der häufig darinnen vorkommenden Sprüchwörter große Schwierigkeiten haben wird.

Es folget der achte Brief an den Partridge.
Er hebt so an:

Confident du Destin, scrutateur des Planètes,
Partridge, enseigne-moi le Métier des Prophètes.
Je suis las d'éplucher, en mille écrits divers
Les forfaits scandaleux des Grands de l'Univers.

Vertrauter des Geschicks, Erforscher der Planeten,
Partridge, lehre mich das Handwerk der Propheten.
Man wird des Blätterns satt, wenn man in mancher Schrift
Das schändliche Vergehn der Erdengötter trifft.

Er sagt, wer die Geschichte liest, der läse eine Satire auf das menschliche Geschlecht. Er gehe mit seiner Zeit rathsammer um, als daß er sich ferner den Kopf mit allem dem füllen wolle, was Rollin zusammen getragen. Er wolle sich also zum Partridge in die Schule begeben.

Diese ganze Satire ist ein Meisterstück in ihrer Art, und wir würden sie fast ganz hersehen müssen, wenn wir alles anzeigen wollten, was uns darinnen gefallen hat. Allein, da sie mit scharfen Zügen gewisse Personen schildert, die man nicht leicht ungestraft beleidiget; so verweisen wir die Leser lieber an das Original selbst, und wünschen, daß alle Hofbediente sie auswendig lernen möchten.

Es folgt die neunte Satire an den Ritter Martin. Sie fängt sich so an:

De quel oeil voiez - vous, Martin, vos Protecteurs
 Jadis brûlans de zèle, aujourd'hui deserteurs,
 Prosternés humblement aux Pieds de Mylord Pierre,
 Vous accabler d'affronts, devant toute la Terre!

Was dünket dich, Martin, wenn deiner Gönner Schaar
 Anstätt von dir entweicht, die sonst so eifrig war;
 Wenn sie voll Demüth ist vor Mylord Petern kniet,
 Und dich vor aller Welt in Schimpf und Schande ziehet?

Man kann leicht denken, auf was für Art der Dichter fortfährt. Weil wir aber nicht in London übersetzen, so wie er daselbst geschrieben hat; so brechen wir bey diesen vier ersten Zeilen ab. Man muß ohnedem mit dem Märchen von der Tonne sehr bekannt seyn, wenn man den feinen Spott dieser Satire überall einsehen will, und es wäre zu weitläufig, unsern Lesern, die selbiges noch nicht kennen

nen, hier einen Begriff von diesem Buche zu machen.

Der zehnte Brief ist an den großen Diamant gerichtet, den ein Engländer Pitt, dem Herzoge von Orleans, Regenten von Frankreich für zwey Millionen und 500000. Pfund verkauft hat, und den man für den größten in Europa gehalten. Dieses Schreiben nimmt gleich anfangs die Juwelenfucht auf eine sehr schöne Art herum. In den stoischen Augen des Dichters ist dieser Stein nichts mehr als ein Stein. Er hat keine einzige Kraft, die uns nützen könnte; nur die Thoren sehen einen Werth darauf, wie die Kinder auf ein buntes Kieselsteinchen. Es heißt:

Si je ne savois pas, que les Hommes sont fous,
Je l'apprendrois du prix qu'ils mettent aux Bijoux.
A ces honteux temoins de nôtre extravagance
Qui, pour surcroit d'horreur, corrompent l'Innocence.
Oui, mon beau Diamant! sans les Fous & les Rois,
Tu vaudrois encor moins, qu'une Fève ou qu'un Pois;
Sans les Rois & les Fous, quel Mortel raisonnable
Te tireroit jamais de la boue & du sable?

Und wüßt ich nicht bereits, daß Menschen Thoren sind:
So lehrt' es mich der Preis, den solch ein Stein gewinnt.
Der schändliche Beweis von unserm tollen Irren,
Muß, was am ärgsten ist, die Unschuld noch verwirren.
Ja, schöner Diamant! wär nur kein Fürst und Thor;
So zöge man gewiß dir Bohn und Erbse vor:
Denn welcher Sterbliche würd, außer Fürst und Narren,
Dich aus dem dürrn Sand und aus dem Rothe scharren?

Der Raum verbeut uns, von diesem Schreiben ein mehrers zu sagen, als daß es den übrigen an Schönheit und Wahrheit gleich ist.

Es folgt die eilfte Satire auf des Dichters Vaterland. Wir gestehen es frey, daß uns dieses Schreiben, in gewisser Absicht, nicht gefällt. Nicht wegen der Gedanken, oder Ausdrücke; denn hierinnen ist der Herr Verfasser allemal sich selbst ähnlich: sondern wegen des Gegenstandes den er sich erwählet hat. Die Liebe zum Vaterlande nämlich, scheint uns mit der Liebe gegen die Aeltern eine so große Aehnlichkeit zu haben, daß beyde nicht ohne Verletzung des Wohlstandes, scheinen verletzet werden zu können. Wir haben die Anmerkung gelesen, die der Herr Verfasser zu seinem Schutze zu Anfange des Textes hingesezt hat; allein der Herr le Clerc hat uns weiter von nichts überzeuget, als daß er sein Vaterland nicht geliebt hat, und fähig gewesen wäre, ebenfalls eine Satire darauf zu machen, wenn er die Poesie so gut in seiner Gewalt gehabt hätte, als unser Dichter. Es wird in dieser Sache allerdings viel darauf ankommen, was man unter dem Worte Vaterland verstehe? Allein man seze selbigem solche enge Grenzen, als man immer wolle: so wird es sich, in genauem Verstande, niemals an uns so sehr vergehen können, daß wir ihm alle Liebe aussagen könnten; oder daß wir ihm nicht wenigstens allezeit diejenige Hochachtung erweisen müßten, die Kinder auch denen Aeltern schuldig sind, denen sie weiter nichts, als das Leben zu danken haben; ja die wohl gar auf eine barbarische, unnatürliche und unvernünftige Art mit ihnen verfahren sind. Wenigstens scheint die Erkenntlichkeit, diese so unentbehrliche Tugend einer edlen Seele, nichts anders

zu erlauben. Wir hoffen, daß der Herr Verfasser, der die Freyheit zu denken so sehr liebt, und in den übrigen Stücken dieselbe auf eine dem menschlichen Geschlechte so ersprießliche Art gebraucht hat, auch dieses unser freymüthiges Urtheil nicht übel nehmen werde; welches übrigens der Hochachtung, die wir gegen ihn haben, nicht den mindesten Abbruch thut.

Der zwölfte Brief ist endlich an den Peter Marteau, Buchhändler in Cöln gerichtet, welcher seines nicht gar zu feinen Geschmacks, (wie viele wegen seiner Amtsgenossen,) bekannt ist. Der Dichter zürnt mit ihm, weil er seine Briefe nicht drucken wollen, ob er gleich viel andres elendes Zeug verleget; und selbst meldet, er werde künftig nichts als Legenden und Pfaffenmährchen drucken lassen, die sich für Cöln, als den Ort seines Aufenthalts schicken.

Wir schließen unsere Arbeit, mit der Versicherung, daß wir nächstens auch den zweyten Theil dieser Briefe vornehmen wollen. Man kann von einem Buche nicht zu viel sagen, welches so viel Tugend, Kenntniß der Welt, Gelehrsamkeit, Stärke der Gedanken und des Ausdrucks zeigt, als dieses; und welches, wenigstens in unserem Urtheile, die Satiren des Boileau nicht mehr die besten seyn läßt, welche die französische Sprache aufzuweisen hat. L. A. V. G.

* * * * *

V.

Oedipus, ein Trauerspiel in Versen,
nach dem Sophokles eingerichtet, von Joh.
Heinrich Steffens, des Zellischen Lyc. Con-
rectorn. Zelle 1746. in 8. 96 Seiten
ohne die Vorrede.

Seit dem unsre Schaubühne eine andre Ge-
stalt bekommen hat, als sie im Anfange
dieses Jahrhunderts gehabt, haben sich
verschiedene geschickte Dichter gefunden, die denen
Aufmunterungen und Anweisungen zufolge, die
man ihnen gegeben, sich in das theatralische Feld
gewaget haben. Es sind etwa sechzehn Jahre ver-
flossen, seit dem der sterbende Cato ein Muster
gab, wie ein deutsches Trauerspiel aussehen mußte,
wenn es auf der Bühne mit Beyfall und Rührung
des Schauplazes, erscheinen sollte. Diesem Mu-
ster, und der das Jahr darauf im Drucke erschiene-
nen Iphigenia folgten nun bald verschiedene Ueber-
setzungen einiger der besten Stücke aus dem Franzö-
sischen: aber an Originalstücke wollte sich noch nie-
mand recht wagen, bis die sogenannte deutsche
Schaubühne nach und nach ans Licht trat, und ne-
ben einigen übersehten Stücken, auch eine große
Anzahl ursprünglich deutscher Lust und Trauerspiele
in sich hielt. Nunmehr wachten verschiedene mun-
tre Köpfe auf, und giengen auf dem einmal gebahn-
ten

ten Wege frisch einher. Doch bemerkte man, daß die Anzahl der Lustspiele, von einer Messe zur andern immer stärker ward; die Trauerspiele aber fast gänzlich zurücke blieben. Wenn man auch die neu-lich in diesem Büchersaale erwähnte gottische Prinzessin, Adelgar, den hamburgischen Timoleon, und den rostockischen Alcestes, nennet: so hat man alle Originaltragödien genennet, die seit zehn Jahren bey uns einzeln ans Licht getreten sind.

Doch nunmehr scheint sich auch für die tragische Schaubühne, ein günstiger Geschick zu zeigen. Der gegenwärtige Oedipus, und ein noch unter der Presse schwebendes neues Trauerspiel, davon wir nächstens gedenken wollen, machen uns die Hoffnung, daß auch Melpomene bey uns Liebhaber und Verehrer finden werde, so wie Thalia bisher die ihrigen gefunden hat.

Der Herr Conrector Steffens in Zelle ist derjenige, der hier andern, mit seinem löblichen Exempel eine Aufmunterung geben wollen: und der Augenschein lehret, daß er in seiner Arbeit nicht unglücklich gewesen ist. In der Vorrede sagt er: der Fleiß unserer Dichter würde sich die Zeit her mehr auf der Schaubühne gewiesen haben, wenn man nicht ihre Freyheiten gar zu sehr eingeschränket hätte. Unsre Zeiten hätten sich dieses Recht angemasset, und spotteten der bisherigen Haupt- und Staatsactionen, als ungereimter Dinge. Man verwürfe alles, was nicht nach dem alten griechischen und römischen Geschmacke eingerichtet wäre. Man rede so viel von einer regelmäßigen Schaubühne, daß

vielen die Nothwendigkeit auferleget würde, entweder zu schweigen, oder sich darnach zu richten. Solcher Gestalt würde manche schöne Erfindung in der Geburt ersticket, weil sie sich mit der beschwerlichen Regel der Wahrscheinlichkeit von Ort und Zeit nicht zusammen reime: da man sonst in einem Schauspiel bisweilen einen Schauplatz der alten, mittlern und neuern Zeiten, zugleich vorstellen sah. Auch die Einheit der Handlung würde nach dem Muster der Alten sehr eingeschränket: und das wäre ein neuer Zwang, weswegen man unzählige hübsche Einfälle weglassen müßte, die man sonst sehr gern angebracht hätte, um die magerste Haupthandlung trostreich, gelehrt und weitläufig zu machen.

Der Herr Conrector gesteht, daß er selbst diese Gesetze der Schaubühne für zu streng gehalten, und sich, bey der Veranlassung seines Amtes, junge Leute dramatisch auftreten zu lassen, bey jenen Gesetzgebern, nach einem Vorwande größerer Freyheiten umgesehen. Er dachte sich hinter sie zu stecken, und Schutz bey ihnen zu finden, wenn er etwa abzuweichen möchte. Allein umsonst. Er fand nichts, das er mit Recht zu seiner Vertheidigung hätte brauchen können; und sah sich also genöthiget, ihrer Vorschrift zu folgen: woraus denn dieser Oedipus seinen Ursprung genommen.

Hierauf entschuldigt er die Unvollkommenheiten desselben. Erstlich hat er den Oedipus bey dem Seneca, hernach bey dem Sophokles gelesen: sodann aber des Corneille seinen dagegen gehalten, und in der Hauptsache eine Aehnlichkeit gefunden. An-
fangs

fangs hat er einen bloßen Uebersetzer abgeben wollen, hat aber bey der Wahl Schwierigkeiten gefunden. Seneca war ihm zu schwülstig, und Cornelle zu verliedt; daher wollte er den Sophokles vorziehen. Allein er hatte mehr Personen, die etwas zu reden haben wollten, als er bey diesem Griechen fand. Er faßte also den Schluß, dieses Stück mit etlichen Personen zu vermehren. Dazu gaben ihm die Chöre desselben einiges Recht, die er nach heutiger Art nicht beybehalten konnte: und also hörte er auf, ein genauer Uebersetzer zu seyn, band sich nicht mehr so genau an seinen Text, behielt nur die Ordnung der Hauptsache, übersetzte, veränderte, that hinzu und ließ weg, was und wo und wie es ihm gut dünkte.

Hierinn kann man ihn nun freylich eben so wenig, als den Seneca, und Cornelle tadeln; die es eben so gemacht haben. Es kömmt nur auf die Zahl der Personen, und die Art an, wie sie angebracht worden. Hiervon giebt der Herr Verfasser Rechenschaft. Etliche derselben stehen gar nicht im Sophokles; etliche sind wohl da, aber ohne Namen. Die ersten sind die Kinder des Oedipus und der Jokasta, Kreokles, Polynices und Antigone, wie sie Euripides nennet. Hierzu kömmt noch die Manto. Wer ihm den Einwurf machet, daß bey einigen Alten die Mutter der Antigone Eurigenia genennet worden, dem antwortet er theils mit den Worten des Hrn. Prof. Gottscheds, wo er sich gegen einige Einwürfe wider seinen Cato verantwortet hat; theils mit andern Zeugnissen der Alten, die

ihm die völlige Freyheit gaben, nach Belieben damit zu verfahren. Diese Personen nun hat er auch auftreten und etwas reden lassen, theils das Stück zu verlängern, theils selbiges desto beweglicher zu machen. Oeokles ist verwegen, Polynices bescheidener, Antigone zärtlich gebildet. Die Manto ist aus dem Seneca entlehnet.

Die andern im Sophokles vorhandenen aber ungenannten Personen sind Kleantes, Dymas, Iphikrates und Phorbas. Die beyden ersten sind Vorsteher des Volkes, der dritte ein korinthischer Abgeordneter, und der letzte ein alter Bedienter des erschlagenen Königs Laïus: welche Namen er dem Corneille abgeborget hat. Er gesteht auch, daß er zuweilen aus dem Lateiner und Franzosen etliche Stellen sich zugeeignet; ja auch den Voltaire, gebraucht haben würde, wenn seine Werke zu Zelle zu haben gewesen wären. Indessen ist doch die Zahl der Personen nicht übrig groß geworden, indem ihre Zahl sich nur auf dreyzehn erstreckt; die stummen Gefolge des Oedipus, und der Jokaste ungerechnet. Die übrigen Fehler, wie der Herr Verfasser redet, die er auch zum Theil selbst schon gesehen haben will, empfiehlt er auf eine bescheidene Art, der Gelindigkeit des Lesers.

So weit geht dasjenige, was wir aus der Vorrede des Hrn. Verfassers haben melden müssen. Nunmehr schreiten wir zu dem Trauerspiele selbst. Der erste Auftritt des ersten Aufzuges hebt so an.

Oedipus

Oedipus, und ein alter Priester Jupiters nebst etlichen andern.

Oedipus.

Ihr Leute, welcher Schmerz hat euch hieher gebracht?
Warum erscheint ihr hier in dieser Trauertracht?
Ich sehe in der Stadt den Weihrauch häufig glimmen;
Ich höre überall die Trauertöne stimmen:
Und darum Komm ich selbst die Nachricht einzuziehn;
Weil eure Liebe mir, dieß zu befehlen schien.
Sprich, Alter, du bist werth für die das Wort zu führen,
Sprich, was erscheint ihr hier so traurig vor den Thüren?
Hat etwan eine Furcht, die uns ein Unglück droht,
Euch diesen Platz gezeigt? O sagt mir eure Noth!
Ich brenne vor Begier euch sämmtlich beizustehen.
Wer ist hiebey so hart? Wer kann den Jammer sehen,
Und unempfindlich seyn?

Der Priester.

Mein König, ja du siehst,

Da du dein Herz noch nicht von uns zurücke ziehst;
Du siehst uns Priester hier uns vor den Tempel wagen,
Der Füße Mattigkeit will uns den Dienst versagen.
Wir können größtentheils, o Herr, nicht weiter gehn.
Ich bin dem Zeus geweiht, und diese, die hier stehn,
Sind mir nur zugesellt. Die übrigen hingegen
Bemühn sich in der Stadt die Götter zu bewegen.
Die Stadt ist, wie du siehst, von Trauren überschwemmt,
Uns hat die größte Noth, das Herz und Brust beklemmt.

So fährt nun der Priester weiter fort, das in der
Stadt wütende Uebel der Pest zu beschreiben, und
den Oedipus selbst um Hülfe anzurufen. Er schließt.

O! bleib doch, wie du warst. Ein volkreich Land regieren
Muß ja wohl besser seyn, als da den Zeppter führen,
Wo alles wüste liegt. Was nützet ein Palast,
Der nichts als Einsamkeit in seinen Umfang faßt?

Oedipus.

Oedipus.

O Freunde! was ihr sucht, gehöret zu den Pflichten,
Die Fürsten ihrem Staat aus eignem Trieb entrichten.
Mir ist gar wohl bekannt, was diese gute Stadt,
Bisher für Herzeleid gehäuft betroffen hat.

Auch hier folgt der Herr Verfasser der Spur des Sophokles getreulich, und scheint sich an die Beurtheilungen des la Motte und Voltaire, über diesen ersten Auftritt nicht gekehret zu haben. Er schließt so, von dem ans Orakel abgeschickten Kreon:

So wahr ich König bin, die Antwort so er bringt,
Will ich durchaus vollziehen.

Der Priester.

So recht, dein Wunsch gelingt,
Man meldet uns ihund der Kreon sey gekommen:

Oedipus.

Gott gebe Glück dazu! hast du nicht auch vernommen,
Was sein Gesicht zeigt.

Der Priester.

Er scheint vergnügt zu seyn.
Man sagt, ein Lorberkranz schließt seine Scheitel ein.

Oedipus.

Das werden wir bald sehn. Mich deucht er kömmt gegangen.
Er ist's. Mein Kreon, ja! mein Freund laß dich umfassen.

Hier hebt nun der zweynte Auftritt an, darinn Kreon die Antwort des Orakels bringet. So klingt sie:

Wohlan so höre denn der Götter Ausspruch an!

Apollo hat dir dieß ausdrücklich kund gethan.

Das Flehen ist umsonst: der Wunsch wird nicht erreicht
Bevor die Blutschuld nicht von diesem Lande weicht.

Oedipus verlangt die Erklärung davon, und vernimmt, daß man den Mörder, entweder aus dem Wege

Wege räumen, oder aus dem Lande bannen solle.
Da er aber auch dieses nicht versteht, und fragt:

Wen meynt Apollo denn, bey wem trifft dieses ein?

so sagt Kreon.

Bevor dich Gott bestimmt, hier unser Haupt zu seyn,
War Lajus unser Herr.

Oedipus.

Ich hab ihn nicht gesehen,
Man hat es mir erzählt.

Kreon.

Und dem soll recht geschehen.

Oedipus läßt sich auch dieses erklären, und hört, der
Königsmörder sey noch unter ihnen anzutreffen;
könne ihnen aber bey dem geringsten Versehen ent-
gehen. Jener fragt, wo denn Lajus gestorben sey?
eine Frage, die ebenfalls von den Kunstrichtern ge-
tadelt worden, wie aus der Leipz. critischen Dicht-
kunst zu ersehen ist: denn in der That, sollte das
Oedipus, sein Nachfolger im Regimente und Eh-
rette wohl längst erfahren haben. Allein der Herr
Verfasser ist hier treulich bey dem Sophokles geblie-
ben. Wir ersparen also den Auszug davon, und
kommen auf den Schluß dieses Auftritts, der billig
bey dem Abgehen der andern Personen der dritte
Auftritt heißen sollte, worinnen der Priester mit sei-
ner Tochter Manto spricht. Diese hält folgendes
Gebeth, welches im Griechischen nicht steht.

Was macht uns dein Befehl, o Himmel! ist bekannt?

Ach! eines einzgen Mord verstört das ganze Land.

Ich zittre, mir wird angst, mein Herz fängt an zu beben.

Kaum bin ich noch geschickt die Hände aufzuheben.

Ich

Ich hebe sie empor, ich strecke sie zu dir,
 O großer Jupiter! o Vater zeige mir.
 Was hast du über uns inskünftige beschlossen?
 Ach! ist denn nicht die Zeit des Zornes bald verflissen?
 Minerva! die du ihm die liebste Tochter bist!
 Diana, deren Thron uns ewig heilig ist,
 Apollo, den das Volk in tiefster Demuth ehret,
 Unbethenswerthe Drey, für die der Ruhm gehöret,
 Daß sonst der Krankheit Wuth vor eurer Gottheit weicht,
 Hat unser Elend sonst, durch euch das Ziel erreicht;
 O so vergringert doch auch ikund unsre Plagen,
 Helft, helft die Pestilenz aus unsern Mauren jagen.
 O seht doch, rührt euch denn dieser Anblick nicht?
 Seht, hört, wie winselnd dort die arme Mutter spricht,
 Die ihren Augentrost kaum halb zur Welt geböhren;
 Da sie ihn durch die Pest schon wiederum verlohren.
 Seht, seht, wie ist die Stadt mit Leichen angefüllt!
 Seht, welche Traurigkeit das ganze Land umhüllt.
 Da steht die dürre Trift, da liegt die matte Heerde,
 Dort steigt ein schwarzer Duft aus der geplakten Erde.
 Hier neigt ein schlanker Baum sein ausgedorrtes Haupt;
 Dort ist ein ganzer Wald des grünen Schmucks beraubt.
 Da klagt ein Sterbender noch über Durst und Hitze;
 Er wälzet sich gekrümmt zu einer faulen Pfüße:
 Hier labt er sich zuletzt, wird starr und bleibt todt.
 Ihr Götter! ach! erbarmt, erbarmt euch solcher Noth.
 Eilt, eilt, der armen Stadt doch endlich beizustehen,
 Sonst muß eur Heiligthum mit ihr zu Grunde gehen.

Wir haben diese Anrufung mit Fleiß hergesezt, um
 die Leser auch da mit dem Hrn. Verfasser bekannt zu
 machen, wo er für sich selbst dichtet: wiewohl er
 auch hier etwas aus dem ersten Chore des Seneca
 nachgeahmet hat. Hier ist nun der erste Aufzug
 zum Ende.

Wir würden zu weitläufig werden, wenn wir
 aus allen übrigen eben so viel anführen wollten.
 Allein, Kenner werden hieraus schon sehen, wie
 stark der Herr Conrector Steffens in der Poesie sey,
 wie

wie genau er den Alten gefolget, und wie behutsam er auch für sich den Character derselben nachahmen kann, wenn er gleich von ihnen abweicht. Es ist wahr, sein Ausdruck geht nicht auf Stelzen; sondern ist natürlich, und so, wie er sich für Personen schickt, die zwar von Stande sind, und von wichtigen Dingen sprechen; aber doch keine Poeten sind. Diese Regel hat Sophokles allemal beobachtet; Seneca und Corneille aber vielmal aus den Augen gesetzt, wie der scharfsinnige Fenelon, in seinen Gedanken von der Dichtkunst, sehr wohl erinnert hat *. Dieser große Kunstrichter führt bey der Gelegenheit eine sehr schöne Stelle aus dem Sophokles an, wo Oedipus, nach der völligen Entdeckung seines Zustandes, in die bittersten Klagen ausbricht, aber nicht anders redet, als wie ein wahrhaftig Betrübler reden würde, ohne sich mit schwülstigen Metaphoren und weitgesuchten tiefsinnigen Spitzfindigkeiten einzulassen. Es ist mehr ein Schreien: Ἰὸ, ἰὸ: αἶ αἶ αἶ αἶ: ὦ ὦ ὦ ὦ; als ein Reden. Ach! sagt er, nun ist alles klar! O Tag! igt sehe ich dich zum letztenmale. Ach, ach! Ich Unglücksfelig! wo bin ich? und warum bleibt mir plötzlich die Stimme weg? &c. Doch wir wollen lieber sehen, wie unser Herr Verfasser, diese merkwürdige Stelle deutsch gegeben hat. Ueberhaupt hat er den fünften Aufzug des Trauerspiels sehr beweglich eingerichtet, so daß man die Kunst des Dichters darinnen sehr deutlich sieht, wie ein jeder im Lesen selbst wahrnehmen wird.

Der

* Siehe der deutschen Schaubühne I. Theil nach der Vorrede.

448 V. Oedipus ein Trauerspiel

Der sechste Auftritt stellt, nachdem sich Jokasta ermordet, und Oedipus sich der Augen beraubt hat, diesen letzten so vor, wie er von Bedienten geführt wird, und so spricht:

So recht, da führt mich hin!

Seht ihr Thebaner, seht! wie ich gestrafet bin = =
 Ach! ach! o wehe mir! wo bist du Glück geblieben = =
 Wie hast du dein Gespött, o Glück! mit mir getrieben!
 Wie kömmts = = daß mir so gar, die Stimme auch gebriecht?
 Erbarmt euch! Nein, erbarmt euch weiter meiner nicht.
 Ich Unglückseliger! was kann mir dieses Leben
 Mir, Scheusal der Natur, noch für Vergnügen geben?
 O Nacht! o Finsterniß = = da kömmt die Raserey,
 Wie grausam fallen mir ißt meine Laster bey?
 Vertilgt, vertilget mich, o Freunde! von der Erden.
 Laßt Theben meinen Tod ein Segenmittel werden.
 Verbannt mich wenigstens, so bald ihr immer könnt,
 Macht, daß kein einziger mich mehr mit Namen nennt.
 Vermaledeyte Hand! die dort von meinen Füßen,
 Die Stricke losgemacht! ißt muß ich dafür büßen.
 O Unbarmherzigkeit! wie glücklich würd ich seyn = =
 So würd sich die Welt nicht ißt vor mir scheun = =
 So hätt ich auch gewiß den Vater nicht erschmissen,
 Und meiner Mutter Mann auch niemals heißen müssen.
 Ach ich Armseliger! was hab ich doch gethan!
 Ihr Leute spenet aus! ja, spenet mich nur an.
 Mein Vater hat durch mich sein Leben dort geendet,
 Ach! und die Mutter ißt von mir! von mir geschändet.
 O wehe! wehe mir! der Leib, der mich gebracht,
 Hat mich zum Ungeheur der Menschlichkeit gemacht.

Wir würden auch die sechs Zeilen, die nach der Antwort des Kleantes noch folgen, hieher setzen, wenn wir glaubten, daß dieselben nicht ein wenig zu weit giengen. Andre Kleinigkeiten, die viel-

leichte

leicht etner oder der andere als tabelhaft in diesem Trauerspiele anmerken könnte, übergehen wir, als Dinge, die den wahren Schönheiten desselben keinen großen Abbruch thun. Das Hauptwerk ist hier gut und wohl ausgeführt: und wo ist der Poet, an dessen Arbeit ein scharfer Richter nicht noch eins und das andere zu erinnern fände? Sondernlich übergehen wir auch die etwas seltsame Rechtschreibung des Herrn Verfassers, die seinen Gedanken und Worten, bey etwas ekeln Lesern, gewiß Eintrag thut. Die Verbannung fast aller H und N, auch so gar da, wo sie aus dem Griechischen stammen; die Verwandlung des dieses in dis, das hemische für hämisch, das tot, für todt, gräßlich für gräßlich, u. d. gl. m. die wider die Ableitung laufen; imgleichen die hin und her vorkommenden Sperrungen der Selbstlauter, am Ende und Anfange aufeinander folgender Wörter: alles dieses wird der gelehrte Herr Conrector vielleicht bey reiferer Ueberlegung selbst verwerfen, oder es mit zu der Zahl der Druckfehler rechnen, die er auf einem besondern Blättchen schon zum Theile angezeigt hat.

Wir wiederholen hier aber schließlich den Wunsch, daß entweder der Herr Verfasser selbst fortfahren möge, uns die Schaubühne der Griechen auf diese Art bekannter zu machen; oder daß sein Exempel andere geschickte Schulmänner anreizen möge, ein gleiches zu thun. Die Fabeln der Alten sind einmal ein Theil der Gelehrsamkeit, dessen Kenntniß kein Gelehrter ganz entbehren kann: auf was für eine angenehmere Art

Büchers. II. B. 5. St. Sf aber

aber kann ein geschickter Schullehrer sie seinen Untergebenen beybringen, als wenn er sie selbst durch die Schaubühne erneuert, und ihren Gemüthern einpräget?

VI.

Der Dichter

auf seiner Reise nach Leipzig.

In England hat man aus dem sogenannten Bauer-Poeten Stephen Duck vor etlichen Jahren viel Wesens gemacht, und er hat endlich gar von der großmüthigen Königin Carolina ein jährliches Gehalt bekommen. Uns Deutschen hat es zwar an einem dergleichen Dichter auch nicht gefehlet, in dem uns das Oldenburgische den bekannten Jansen geliefert hat; der es jenem wo nicht zuvor, doch gewiß gleichgethan hat. Gleichwohl kann es nicht schaden, daß man dann und wann den Kennern neue Proben von guten Köpfen vorleget, die von schlechter bürgerlicher Anfunft, sich durch einen muntern Wiß, und welches noch schöner ist, durch ein edles Herz erheben. Vielleicht erwecken diese Proben ihrem Urheber irgend einen Mäcenaten, der sich ein Vergnügen macht, die Dürftigkeit eines so tüchtigen Schülers der Musen zu erleichtern. Den Namen desselben wird man bey dem Herausgeber dieses Bücher-saals mündlich oder schriftlich erfahren können.

Mir zittern Herz und Knie, und ängstlich suche ich
 Der Linden Heiligthum. O! Vorsicht leite mich!
 Durch dich besteht die Welt, du stüttest ihre Theile.
 Du schaffst, daß ich beglückt nach Brod und Künsten eile.
 Wer nicht, wie du befehlst, den Finger beugt und regt,
 Hat als ein Thor diß Glied gebogen und bewegt.
 Sprich! hat wohl dein Beruf zum Büchern mich erlesen?
 Wie? oder bin ich denn zum Pflug bestimmt gewesen?
 Dort rufft ein innrer Trieb und hier des Vaters Spur;
 Der erste mich zur Kunst, der andre nach der Flur.
 Geburt und Ort befahl auf der gebirgschen Erden,
 Nach meiner Väter Art, ein Ackersmann zu werden.
 Raum wußt ich, daß ich war, als schon die junge Hand,
 Die oft die Ruthe traf, ihr Brod durch Spinnen fand.
 Vom Flachs und Arbeit frey, folgt ich des Pfarrs Exempel,
 Und predigt als ein Kind und haute manchen Tempel.
 Oft hat der Geißel Knall vom Wald zurück gebräust,
 Ich trug als Ruhmonarch, den Zepfer in der Faust.
 Doch hierbey merkt ich auch was Lust und Triebe gelten,
 Ich wußte manche Ruh lateinisch auszuschelten,
 Die mir rebellisch ward. Ich klagts dem ganzen Staat,
 Und warf, vom Zorne roth, sie oft mit dem Donat.

Wenn ist die Sommernacht des Tages Glanz verdunkelt,
 Die Pracht des Abendroths noch frisch in Westen funkelt:
 So weis ich nicht, was da für Feuer in mir brant.
 Ich sah das reine Blau und das bethoute Land,
 Und wünschte: möchte mir doch ist ein Lied gelingen,
 Wie wir am Sabbathtag in unsrer Kirche singen!
 Ich thats. Ich fast auch wohl manch Blatt satirisch ab;
 So oft ein Nachbarskind mir was zu spotten gab.
 Ich Bauer. Knabe thats. Ists ein Beruf zu nennen?
 Gewiß, ich weis es nicht. Ich fühlte zwar sein Brennen,
 Doch fühl ich auch dabey den Zweifel, der mich drückt,
 Die Armuth nenret mich zur Weisheit ungeschickt.
 Ich wünsch nicht Überfluß, mich stolz und faul zu mästen;
 Es rosten hier und da vom Geiz bethrännte Kästen!
 O! hätt ich von dem Geld, auf welches Harpar haucht,
 Nur was er ehrlich hat, nur was mein Hunger braucht.
 Mein Vater kann mit Noth, wo Böhmens Höhen liegen,
 Auf Ries und fargem Land kaum soviel Brod erpflügen,
 Als er durchs lanae Jahr mit seinen Kindern ist.
 Hier bleibt kein Theil für mich. Gott! den der Nabe arüßt,
 Wenn

Wenn ihn der Hunger quält, der alles Fleisch erhört;
 Den Wallfisch in der See, so groß er ist, ernährt;
 Du hast mich, ein Geschöpf, das Wiß und Wille ziert,
 Gewiß zu meiner Pein nicht in die Welt geführt.
 Die Weisheit schuff mich arm: warum? Es soll auf Erden,
 Vielleicht durch meine Noth, ein Reicher milde werden.
 Kommt, Gram und Durstigkeit, Gefährten schlimmer Art!
 Seyd mir in Leipzig auch, was ihr in Freyberg wart.
 Geseht, daß Gott und Glück noch lange sich verstellten,
 Mein Wohl blüht endlich doch; vielleicht in andern Welten.
 Es ist mir zugedacht und schon von Ewigkeit;
 Nur deckt es iho noch der Nebel künftger Zeit.

So wie bey düstrer Nacht, der Frank für durstige Felder,
 In schwarzer Wolken Dunst sich über Berg und Wälder
 Um Erd und Himmel wälzt, und ein Gewölsbe stellt;
 Ein armer Wandrer irrt und tappt und greift und fällt
 Durch Fluth u. Wetter hin; u. weicht nicht von dem Stege,
 Und findet, eh ers denkt, ein Wirthshaus an dem Wege:
 So steht wohl unvermerkt und dringt mit größrer Lust
 Ein unverhofftes Glück dereinst in meine Brust.

Mit gleichem Vortheil ist mein Unglück mir verborgen,
 Triffst Morgen mich ein Schmerz, so wein ich auch erst morgē,
 Doch wüßt ich Kreuz und Glück, das mir begegnen soll:
 So würd ich da zu stolz, und dort verzweiflungsvoll.
 Gott! hat Gebeth und Wunsch durch dich je eingetroffen,
 Das treue Väter thun, so kann ich vieles hoffen.

Die Thränen steigen auf, denk ich der Einfalt nach,
 Wie er, mein bester Freund, beym Abschied sorgt und sprach.
 Sein Rath: Sohn! bethe nur, Gott wird dich nicht veräffen,
 Und thu niemanden leids! lehrt michs genug ermessen.

Gott hat ihn arm gemacht, und arm hat er mich lieb:
 So lieb als ein Papa. Es zeigt sein frommer Trieb
 Des besten Vaters Herz. Und wenn ein Herr der Erden,
 Sein königliches Kind mit prächtigen Geberden,
 Mit Dienern, Vieh und Geld zu seinem Nachbar schickt:
 Wer weis, ob er nach ihm so lang und sehnlich blickt?
 Auf eines Berges Haupt blieb er voll Andacht stehen,
 In flachen Thälern hin mir liebeich nach zu sehen.
 O Herr! der du durch ihn mein Wesen hergebracht,
 Gib, daß ich seiner Brust, die redlich für mich wacht,
 Mich heimlich Joseph nennt, mit Hülff und Trost begegne,
 Und einst dem lieben Greis sein armes Alter segne.

Auf

* * * * *

Auf den Herbst.

Siecht Sommergluth, nur sanfte Blicke
Wirft hier, wo ich mein Herz entzücke,
Die Sonn in den entlaubten Wald.
O Herbst! der stolz vorüber schreitet,
Vom fetten Überfluß begleitet,
Wie göttlich bist du von Gestalt!

Laß Dienst und Demuth dich vergnügen,
Da der Natur aus Ehrfurchts-Zügen
Die stolze Pracht von Gliedern fällt.
Das Dorf will dich zum Lächeln reizen.
Sein Schnitter schreckt den bleichen Weizen,
Und setzt Altäre in das Feld.

Der Linden Wipfel wird dich inne:
Ihr Hain steht schon von Blättern dünne,
Daß sich dein Einzug fürstlich zeigt.
Die vollgestreuten Wege stehen:
Herbst! säumst du überhin zu gehen?
Schau, wie das Laub vor Harm erbleicht.

Mit Ehrfurcht tanzen um Lyden,
Der Winzer Reihn, auf fernen Höhen,
Und jauchzend tanzen sie herab.
Sie tanzen frey vom Aberglauben,
Bis zu dem Gott der rothen Trauben,
Der Lieder heischt, und Dichter gab.

Anakreon laß frohe Seyten,
Den Most zu zähmen, mächtig streiten,
Des junger Muth die Fessel brach?
Doch lauschet er besiegt in Fässern,
So geh von stärkenden Gewässern,
Dem milden Herbstes spielend nach.

Durchs krumme Horn an grünen Hüften,
 Lebts über mir ein Schall in Lüften,
 Der die Gewalt der Jäger preist.
 Gebut, o Herbst! Ja, auf dein Winken,
 Geh ich schon Hirsch und Hauer sinken,
 Die heißes Bley und Hund zerreißt.

Ein Zaubrer bauet grüne Grotten,
 Gleich, als der Herbst den Vogelrotten
 Befehl zum schnellen Abzug gab.
 Sie thuns, doch zieht ein süßes Tönen,
 Der blindgewesenen Syrenen,
 Von Wolken sie ins Garn herab.

Dort stirbt in eingebeerten Tonnen,
 Was hier kein Zauberlied gewonnen:
 So reizt die Wollust jeden Sinn!
 O! Wollust = = = still! verwegne Reime,
 Es scherzt die Göttin süßer Träume
 Selbst muthig vor dem Herbst hin.

Das Volk der Ernte, braun vom Schweiß,
 Verfolgt der trägen Wagen Gleise,
 Weil Kraft und Sonne sich verlohr:
 Der Herbstthau stäubt, sie zu erfrischen,
 Und ostwärts kommt hintern Büschen
 Der große Mond gemach hervor.

Mein Fuß irrt heim, die Stoppeln rauschen:
 Herbst! morgen will ich dich belauschen;
 Herbst, morgen zeige dich, wie ist.
 Eh noch dein Feind aus Norden steigt,
 Der Eis im Helm und Panzer beuget,
 Und sich mit Schnee und Wirbeln schüßt.



* * * * *

VII.

Betrachtungen

über Virgils Aeneis. (*)

Man muß sich billig wundern, daß Homer, in einer so großen Anzahl von Versen, nicht die mindeste Spur, weder von seinem Ursprunge, noch von der Geschichte seiner Zeit, hinterlassen. Denn ungeachtet man glauben kann, daß er den ältesten Zeiten, Sitten bengeleget, an welche er gewöhnet war, und die Gebräuche, die er vor Augen hatte; so würde es dennoch schwer werden, da man keine Gewißheit davon hat, in dieser Sache einen Ausspruch zu thun. Er bleibt ganz und gar bey der Erzählung einer Sache stehen, die fast vierhundert Jahre vor seiner Zeit geschehen ist. Die Ilias enthält nur wenige Tage; die Odyssee fast eben so viele: und in diesen zwey Gedichten, aus denen man einen Theil desjenigen erfähret, was vor Troja vorgefallen ist, und einen Theil dessen, was sich seit der Einnahme dieser Stadt, bis zu des Ulysses Wiederkehr auf der Insel Ithaka begeben, findet man ferner nichts, was sich bis auf die Zeit zugetragen, in welcher Homer gelebet hat. Dieser Dichter ist lediglich bey seiner Materie stehen geblieben, und hat niemals in seinem eigenen Na-

S f 4

men

* Siehe Hist. de l' Acad. des Inscript & B. L. T. t. p. 220. seqq:

men geredet; er hat auch gar keine vorzügliche Liebe zu irgend einem Theile von Griechenland blicken lassen, woraus man schließen könnte, er nähme mehr Theil an einer Gegend, als an der andern. Diese Unabhängigkeit ist eine Folge derjenigen Freiheit, deren zu seiner Zeit die meisten Staaten, es sey in klein Asien, (allwo er schrieb,) oder auch in Griechenland, genossen. Denn man muß sich nicht einbilden, daß er nur um denen Prinzen zu gefallen, die in Thessalien regierten, und folglich einige Verwandtschaft mit dem Achilles haben konnten, eben den Achill, und keinen andern zu seinem Helden erwählet habe.

Mit dem Virgil ist es ganz anders beschaffen, der in seiner Aeneis sich selbst ehren wollen, indem er Italien Ehre erwies, und sich die Gnade des Augustus zuzuziehen trachtete, indem er seinem Ehrgeize schmächelte. Aus dieser Ursache hat er ohne Zweifel in seine Aeneis alles eingeschaltet, was er nur in der italiänischen Geschichte von den ältesten Zeiten an, bis auf die Zeit, da Aeneas daselbst angekommen, schönes und merkwürdiges finden können; und daß er die Kunst ausgefunden, auf eine sehr sinnreiche Weise alles hinein zu bringen, was man in der römischen Geschichte von des Aeneas Ankunft in Italien, bis auf die Schlacht bey Actium, die den August in den Besitz des römischen Kaiserthumes setzte, merkwürdiges lesen kann.

Ganz Griechenland hat an Homers Ehre Theil genommen; und viele Städte haben sich um den

den Vorzug gestritten, diesen großen Geist hervor-
gebracht zu haben. Virgil hat die Neigung der
Menschen an mehr als einem Orte zu rühren ge-
wußt. Das an großen Männern so fruchtbare
Italien, hat ihn, als den größten Dichter ange-
sehen, den es hervorgebracht hat; allein außer die-
ser Ursache die es hat, stolz zu seyn, hat es auch die
Aeneis mit eben den Augen angesehen, womit es so
viele Helden angesehen, die in seinem Schooße ge-
böhren waren; und hat dieses treffliche Gedicht
eben so lieben müssen, als es seine eigene Ehre
liebte. Vielleicht ist es eben dieses, was zu fol-
gendem Verse des Propertz, in Absicht auf die
Ilias Anlaß gegeben:

Nescio quid majus nascitur Iliade.

Da es nun erlaubt ist, von einem so grossen
Dichter als Virgil war, oft zu reden, so hat der
Abt Fraguiet, welcher die Gesellschaft oft von ihm,
insonderheit von der Art, wie er den Homer nach-
geahmet, unterhalten, geglaubet, es würde ihr nicht
zuwider seyn, wenn er sie einer andern Abhandlung
erinnerte, davon wir hler Nachricht geben wollen.
Sie handelt von demjenigen, was Virgil von der
alten Geschichte seit den ersten Zeiten, von denen
man eine Kenntniß hat, bis auf den Aeneas bey-
behalten; und was er von dem Aeneas an, bis auf
die Schlacht bey Actium, hauptsächlich hinein
gerücket hat. Hier liegt unfehlbar der große Schatz
seines Gedichtes verborgen; und wenn er in der
Art diese verschiedenen Sachen herbey zu holen,

oder zu erzählen, zwar den Homer nicht aus dem Gesichte verlohren: so hat er doch den Grund dieser Sachen, und den Anschlag, der ihm so schön gelungen ist, seinem Vaterlande und seinem Prinzen Ehre zu machen, bloß sich selbst zu danken. Auf dieser Seite ist er dem Homer nichts schuldig, indem ihm Homer kein Beyspiel davon gelassen. Von allem, was Herr Fraguier deswegen anführet, wollen wir nur folgendes erwähnen, welches auch sonder Zweifel das merkwürdigste ist.

In dem achten Buche der Aeneis, erzählt Virgil, es habe Aeneas, da er die Tyber aufgefahren, um von dem Evander Beystand zu begehren, diesen alten König und sein Hausgesinde mit einem feyerlichen Opfer zu Ehren des Herkules beschafftiget gefunden, als dessen Tapferkeit das Land von den Streifereyen eines berühmten Verwüsters befreyet hatte. Dieser so glücklich gewählte Augenblick, den Aeneas und Evander einzuführen, und der uns eine so edle und prächtige Sache vor Augen stellet, ist offenbar aus dem Homer genommen; allein was der Kenntniß der römischen Alterthümer durch diese Zusammenkunft zuwächst, das ist lediglich vom Virgil.

Evander wohnte nämlich gerade an demselben Orte, wo nach der Zeit Rom gebauet ward. Dieser Anfang von Rom aber war, wie der Anfang aller großen Städte, von demjenigen Prachte und Reichthume sehr entfernet, in welchem Rom sich zu Virgils Zeiten befand. Dieser Dichter, welcher gar wohl wußte, daß das Widerspiel einem Gedichte

Gedichte nicht minder Anmuth ertheilet, als einer Schilderen, sah wohl ein, daß er gewiß gefallen würde, wenn er in seinem Gedichte den Römern zeigte, aus was für einer Niedrigkeit ihre Vorfahren die Stadt Rom zu demjenigen Grade der Herrlichkeit erhoben hätten, darinnen es damals stand. Eine solche Vergleichung beschäftigt auch in der That sowohl die Weisen, als diejenigen, welche sich von der Pracht blenden lassen. Denn vernünftige Leute betrachten die Armuth und Einfachheit ihrer Vorfahren, als die wahren Quellen der bürgerlichen und kriegerischen Tugenden, die die Hoheit eines Staates zuwege gebracht haben: die andern aber, da sie glauben, sie hätten ihre Erhöhung lediglich sich selbst zu danken, halten sich für größer und wichtiger, als ihre Ahnen, weil sie reicher und wollüstiger sind. Dieses hat unfehlbar den Virgil bewogen, in seine Aeneis die Beschreibung von Rom so anzubringen, wie es zu Zeiten Evanders gewesen.

Virgil erzählt also, daß den Morgen, nach dem dem Herkules zu Ehren angestellten Opfer, Aeneas von selbst Gelegenheit gefunden, den Evander auf das Gespräch von den Inwohnern und den Gebräuchen des Landes zu bringen, wo er sich aufhielt. Dieser König nun, der so hoch anfängt als er nur kann, erzählt ihm die alte Geschichte des römischen Gebiethes, und den Zustand in welchem diese Gegend gewesen, seitdem er aus Arkadien gekommen, und die Ländereyen längst dem Ufer der Tyber bewohnet hatte. Diese Wäl-

Wälder, sagt er, waren ehemals von Nymphen und Faunen bewohnt, die ihren Ursprung keinem andern Lande zu danken hatten; die Menschen waren plump und grob, wie die Bäume der Wälder, daraus sie entsprungen waren. Sie waren von allen artigen Sitten so weit entfernt, daß sie auch nicht einmal die Ochsen vor einen Pflug zu spannen, noch von demjenigen zu leben wußten, was sie doch hätten einernnten können. Saturnus, den sein Vater aus dem Himmel gejaget hatte, flüchtete nach Italien, und das war ein Glück für dieses Volk. Er versammelte die Menschen, welche zuvor auf den Bergen zerstreuet herum irrten, und gründete, durch Beyhülfe derer Gesetze, die er ihnen gab, diejenige glückselige Zeit, welche von den Dichtern das goldene Weltalter genennet wird. So regierte nun Saturnus die Menschen in der Ruhe eines vollkommenen Friedens. Seine Flucht und seine Rettung dahin, gaben diesem Lande den Namen Latium. Allein die Wuth des Krieges und der Geiz änderten endlich eine so glückliche Verfassung. Das Volk aus Ausonien und die Einwohner von Sicilien, bemächtigten sich einiger Dörfer des Landes, und verursachten, daß selbiges seinen Namen mehr als einmal veränderte. Das Volk ward endlich Königen unterworfen, unter welchen derjenige, den man Tybris nennet, seinen Namen dem Flusse gab, der ehemals Albula genennet ward. Hierauf erzählet Livander, wie das Verhängniß ihn nach Italien geführet, und welches diejenigen Denkmäler wären, an welchen die

die ganze Nachkommenschaft sich seiner Ankunft daselbst erinnern würde. Nachdem er nun dem Aeneas einige besondere Orter gezeigt, so führte er ihn, sagt Virgil, auf den Ort, wo anist das Capitol steht, und welcher damals voller Wurzeln und Sträucher war. Ein gottsfürchtiges Schrecken, sagte er, nahm sogleich diese Männer bey dem Anblicke dieses Ortes ein; der Fels selbst und das Holz, mit welchem er bewachsen war, erweckte ein heiliges Schaudern. Dieser Wald, sagte Evander, und dieser Hügel, auf welchem die Bäume einen so dichten Schatten machen, die werden von einem Gotte bewohnt. Man weis nicht, was für ein Gott es sey: die Arkadier glauben, daß sie oftmals den Jupiter selbst da gesehen, wenn er mit der rechten Hand den Donnerkeil bewegt, und in den Lüften ein Donnerwetter erregt. Bemerke nur, sagte Evander zum Aeneas, die Trümmern von zwey alten Schlössern, deren eines, welches Janus gebauet, Janiculum, das andere, welches Saturnus bauen lassen, Saturnia genennet worden. In diesem Gespräche, sagt Virgil, wären Evander und Aeneas zu Evanders Hause gekommen, und hätten das Brüllen der Ochsen gehört, welche an demselben Orte geweidet, wo nachdem der berühmte römische Markt geworden. Indem nun Evander nach Hause kam, sagte er zum Aeneas: Herkules, der Ueberwinder so vieler Feinde, hat dennoch dieses Haus nicht verachtet und keinen andern Palast bezogen; verachte daher auch du, erlauchter Fremdling, den Glanz
der

der Herrlichkeit, und bequeme dich den Sitten desjenigen Gottes, den wir an diesem Orte angenommen; gib uns so wenig als er gethan, die Armuth unserer Hütten zu bemerken.

Unter den verschiedenen Betrachtungen, die diese Stelle zu veranlassen scheint, bleibt der Herr Fraquier bloß bey derjenigen stehen, wo Virgil sich so bemüht hat, das Capitol zu beschreiben; gleich als wenn Jupiter, der nach diesem Jupiter Capitolinus genennet worden, schon von den ältesten Zeiten her sich diesen Ort vor allen andern erwählet hätte, um sich daselbst als ein furchtbarer Gott, welcher die ganze Welt mit Ehrfurcht erfüllen könnte, sehen zu lassen. Dieß Capitol war nach der Meynung des Volkes die Stütze und der Grundstein des ganzen römischen Reiches. Von daraus entstand diese unumschränkte Gewalt, vor welcher alle Völker zitterten. Die Juno selbst drücket in der Rede, welche Horaz sie an die Götter thun läßt, die römische Größe nicht anders aus, als durch diese Worte: Stet Capitolium fulgens; und gleich als ob von der Dauer des Capitols das Glück des ganzen Reiches abhänge, so sehet sie noch hinzu: Triumphatique possit Roma ferox dare iura Medis; und um die ewige Dauer des römischen Reiches zu bemerken, so redet Horaz von der Dauer des Capitols so:

Dum Capitolium scandet cum tacita virgine Pontifex.

Und Virgil:

Dum

Dum domus Aeneae Capitoli immobile saxum
Accolet, Imperiumque Pater Romanus habebit.

Horaz aber, anstatt zu sagen, das römische Reich, sagt schlechtweg das Capitol: Dum Capitolio Regina demenses ruinas, funus et imperio parabat. Dieser Ausdruck vom Virgil ist einer von denen, die ihm eigen sind, und die, da sie mit keiner Stelle im Homer etwas gemein haben, ihm alle Ehre lassen, die einem großen Geiste gebühret; ohne daß man ihr etwas durch den Vorwurf eines Diebstahls, oder einer Nachahmung abbrechen könne.

* * * * *

VIII.

Untersuchung, ob es einer Nation schimpflich sey, wenn ihre Poeten kleine und sogenannte Gelegenheitsgedichte verfertigen.

Man hat zu den Zeiten unsrer Väter, ja von Opizen an, bis auf unsre Zeiten, eine große Menge poetischer Sammlungen gedruckt, die fast aus lauter Hochzeit-Namens-Ge-burtstags- und Leichengedichten bestanden haben. Hierzu sind noch sogenannte Glückwünsche bey Beförderungen, Doctor- und Magisterpromotionen, angetretenen oder zurückgelegten Reisen, Badecuren, u. d. m. gekommen, die den obigen nicht sehr unähnlich gesehen haben. Endlich hat die Liebe der
Dichter

Dichter, gegen gewisse wahrhafte oder eingebildete Schönen, in eigenem oder auch in fremden Namen, eine gute Anzahl solcher kleiner Verse zuwege gebracht, die bey gewissen Begebenheiten, da die Geliebte etwas gesagt, oder gethan, oder erlitten, veranlasset worden. Alle diese Gedichte nun kann man mit dem allgemeinen Namen der Gelegenheitsgedichte benennen: und es ist gewiß, daß ihre Anzahl bey uns Deutschen, die Menge der größern Poesien, als Heldengedichte, Trauerspiele, Lustspiele, Lehr- und Strafgedichte, wo nicht übertrifft, doch beynahе erreicht.

Dabey ist es auch nicht zu leugnen, daß nicht unter einer so großen Menge kleiner Poesien, die meisten sehr schlecht gerathen seyn sollten. Eben dasjenige Schicksal, was die prosaischen Scribenten trifft, drückt auch die poetischen: daß nämlich des Unkrauts allemal eine größere Anzahl wächst, als der nützlichen und eßbaren Kräuter. Es ist aber noch in keinem gemeinen Wesen für dienlich befunden worden, weder die eine noch andre Art elender Schriften aus den Buchläden zu verbannen, oder mit Feuer und Wasser zu vertilgen. Hat man dieses nun bey den prosaischen noch nicht für nöthig befunden, die gewiß in der größten Menge vorhanden sind: so wird man es gewiß in der Poesie noch viel weniger für nöthig achten; als welche kaum den zehnten Theil des Raumes einnehmen, den ein Buchhändler mit seinen Waaren anfüllet. Am größten würde die Schwierigkeit seyn, nach wessen Urtheile man sich in Ausmerzungen der schlechten

ten

ten Gedichte richten sollte: indem es auch hier so viel Sinne als Köpfe giebt, und nach Horazens Aussprüche heißen würde:

Non eadem miramur; eo disconuenit inter
 Meque et te. Nam quae deserta et inhospita tesqua
 Credis, amoena vocat, mecum qui sentit, et odit
 Quae tu pulcra putas.

Wenn es nach dieses Dichters Urtheile in Rom gegangen wäre, so wären Plautus, und Lucilius und Laberius als elende Scribenten ganz verworfen und abgeschaffet worden; die gleichwohl zu seiner Zeit ihre großen und vielen Liebhaber hatten.

Eine andere Frage aber ist es, ob es nicht vielleicht rathsam wäre, alle diese kleinen Gedichte auf einmal abzuschaffen? Auf diesen harten Ausspruch sind in neuern Zeiten einige gerathen, die sich, man weis nicht, aus was für Ursachen, in den Kopf gesetzt, daß diese Art von Poesien uns Deutschen zur Schande gereiche, und eine Probe unsers verderbten Geschmacks abgebe. Wenn ein guter und patriotischer Eifer für die Ehre des Vaterlandes, die wahre Quelle solches Urtheiles ist: so kann man dasselbe so schlechterdings nicht verwerfen. Ein jeder rechtschaffener Bürger, und noch mehr ein Gelehrter, soll darauf sehen, daß sein Vaterland von allen Bemühungen seiner Einwohner Ehre habe; und dasjenige zu verhindern und zu ersticken suchen, was demselben bey Ausländern, oder bey einer erleuchteten Nachwelt, Schimpf und Schande machen kann. So einig man also in diesem Grundsatz mit unsern Eiferern wider die Ge-

Bücherf. II. B. 5. St. G g legen-

legenheitsgedichte ist: so wenig kann man noch einsehen, daß selbige wirklich Deutschland schimpflich sind, oder einen verderbten Geschmack anzeigen.

Dieses etwas klärer ins Licht zu stellen, sehen wir voraus, daß bey allen Völkern wo eine Dichtkunst im Schwange gegangen, die Anzahl der kleinen Gelegenheitsgedichte größer gewesen, als der großen poetischen Werke. Wieviel Homere und Hesiode haben wir denn im Griechischen? Oder wieviel tragische und komische Dichter, sind dem Unfalle der Zeiten entgangen? Ihre Zahl erstrecket sich kaum auf vier oder fünf: hergegen haben wir eine große Menge Dichter übrig behalten, die nur kleine Gelegenheitsgedichte verfertiget haben. Es ist wahr, daß viele von der ersten Art verlohren gegangen: allein, es ist nichts gewisser, als daß eine noch ungleich größere Anzahl der letztern auch umgekommen. Man darf nur die Verzeichnisse derselben ansehen, die Tan. Faber, Vossius und Fabricius davon gemacht haben: so wird man überzeugt seyn, daß wir nicht unrechtes behaupten.

Was sind nun aber z. E. Pindars Oden anders, als Gelegenheitsgedichte, die auf die Siege der olympischen, pythischen, isthmischen und nemäischen Kampfspiele verfertiget worden? Eben derselbe Poet, der so willig und bereit war, auf einen jeden Ueberwinder, für Geld und gute Worte ein Gedicht zu machen; würde auch auf eine Doctor- oder Magisterpromotion ohne Schwierigkeit gesungen haben: es wäre denn, daß man es für etwas edlers hielte, ein guter Stallknecht zu seyn, der die Pfer-

de

de gut abzurichten weis; oder in Fäusten stark zu seyn; als in Wissenschaften, einen gewissen Grad der Gelehrsamkeit erlanget zu haben. Vom Bachelides und Simonides kann man größtentheils eben das sagen, weil sie beyde Siegeslieder gemacht haben. Was wir vom Alcäus, dem Anakreon und der Sappho übrig haben, sind entweder verliebte Stücke, oder Trinklieder; dergleichen es gewiß bey unsern Verfassern kleiner Gedichte in Menge giebt. Daß Stesichorus auch Leichengedichte gemacht, erhellet aus etlichen beyhm Stobäus befindlichen Stellen: z. E. in Consolatoriis steht:

Ἀτελέστατα γὰρ καὶ ἀμήχανα τὲς θανόντας κλαίειν.

und bey eben demselben:

*Ὅτι τῶν πλείων μετὰ θανάτου ἢ μνημῆ διαρρέει ταχέως,
Θανόντος ἀνδρὸς πᾶσ' ὄλλυτ' ἀνθρώπων χάρις.*

Alfman ist gleichfalls ein verliebter Poet gewesen; nur aus seinen wenigen Ueberbleibseln kann man nicht recht sehen, bey was für Gelegenheiten er gedichtet hat. Eins darunter scheint aber freylich ein Trauergedicht gewesen zu seyn. Hephästion hat uns etwas davon aufbehalten; und so lautet es:

*Καταθνασκει Κυθερα αἶρος Ἀδωνίς· τι τεθάρμεν;
Καττυπτεδε καρῶν καὶ κατερυκεδε χιτωνας.*

Von dem Archilochus, und andern unbekanntern Dichtern, davon uns wenige Zeilen übrig geblieben sind, kann man nicht viel sagen. Theofritus hat außer seinen Schäfergedichten, auch ein Idyllium über den Tod des Adonis gemacht. Wo bleiben

nun die sogenannten Anthologien, oder Blumenlesen griechischer Dichter, darinn eine Menge kleiner Sinngedichte vorkömmt, die nicht von wichtigerm Inhalte sind, als wenn es bey den neuern zuweilen heißt: Als sie sich zur Ader lies; als sie einen neuen Putz aufsetzte, u. d. m. Des Bion und Moschus Schäfergedichte sind ebenfalls entweder unter die Gelegenheitsgedichte zu zählen, dazu sie durch gewisse Begebenheiten veranlasset worden; oder haben auch bey uns ihres gleichen gefunden. Will man aber ja noch sagen, daß wir bey den Griechen auch Hymnos oder Lobgesänge der Götter, imgleichen ein Gedichte von den Eigenschaften der Thiere, und vom Zeyges dreyzehn Chiliaden kleiner Historien in Versen finden: so kann man das alles einräumen, und im Deutschen eben solche große poetische, theils historische, theils dogmatische Werke aufweisen.

So sieht nun die Sache bey den Griechen aus: noch besser aber finden wir unsere Rechnung bey den Römern. Denn auch hier sind die Verfertiger großer Gedichte in weit geringerer Anzahl, als die Verfasser kleiner Gedichte anzutreffen. Von dem Cadullus den Anfang zu machen, so hat er ja außer einer Menge kleiner Sinngedichte, ausdrücklich auf die Hochzeit der Julia und des Mallius ein Epithalamium, d. i. ein Hochzeitgedicht gemacht; und zwar ein ziemlich langes von etlichen 40 Strophen. Er hat auch so gar den Wunsch am Ende nicht vergessen, wenn er dem neuen Paare Kinder wünschet; eine Sache, worüber sich einige unsrer Spötter so sehr aufhalten. Es heißt: Ludite

Ludite vt lubet, et breui
 Liberos date. Non decet
 Tam vetus sine liberis
 Nomen esse: sed indidem,
 Semper ingenerari.

Torquatus volo paruolus,
 Matris e gremio suae
 Porrigens teneras manus,
 Dulce rideat ad patrem,
 Semihiante labello.

Sit suo similis patri
 Manlio, et facile insciis
 Noscitetur ab omnibus,
 Et pudicitiam suae
 Matris indicet ore. - -

Claudite ostia virgines!
 Lusimus satis: et boni
 Coniuges, *bene vivite!* et
 Munere assiduo valentem
 Exercete iuuentam.

Doch dieß ist nicht sein einziges. Gleich darauf folgt ein anders in heroischen Versen, welches er ausdrücklich Carmen Nuptiale betitelt, und sich also nicht geschämet hat, ein Hochzeitdichter zu seyn. Es sängt an:

Vesper adest, iuuenes, confurgite! &c.

Hat er nicht ferner an den Ortalus eine Elegie über den Tod seines Bruders, und noch eine, gleichsam als eine Grabchrift auf denselben, gemacht, die sich so schließt:

Accipe fraterno multum manantia fletu,
 Atque in perpetuum, frater aue atque vale!

Vom Tibull viel zu sagen ist unnöthig. Fast alle seine Gedichte sind Gelegenheitsgedichte: ja er hat ausdrücklich auf die Geburtstage seiner Liebsten gedichtet. Wie denn auch des Ovidius Epistolae ex

Ponto, und Libri Tristium für nichts anders zu rechnen sind. Allein hat er nicht auch außer diesen allen auf den Tod Tibulls eine Elegie gemacht: eine Art der Gedichte, die man iso mit dem verächtlichen Namen eines Todtenfluchs zu verhöhn suchen? Als dem Propertius seine Liebste krank war, machte er ein Gedichte darauf. Als ihm was von ihr geträumet hatte, that er ein gleiches. Auf den Tod des geizigen Pätus, hat er auch gedichtet, und den Geburtstag seiner Liebsten mit Versen beehret; vieler andern Arten zu geschweigen.

Ich komme auf den Horaz, und wer kann es wohl leugnen, daß seine meisten Oden und Briefe Gelegenheitsgedichte gewesen sind? Hat er nicht dem Virgil zu einer Reise über See ein Gedicht gemacht? Hat er nicht den Tod des Cäsars und des Quintilius Varus mit einer Ode bedauert; auf des Brutus Feldzug, auf des Augustus Wiederkunft von einer Reise, und auf des Pompejus Varus Rückkunft aus dem Kriege, Gedichte gemacht? Als Mäcenus krank war, that er ein gleiches: anderer unzähliger solcher Poesien zugeschweigen, die den Liebhabern und fleißigen Lesern dieses Dichters, ohne mein Erinnern einfallen werden.

Claudian ist in diesem Stücke auch in die Fußtapfen seiner Vorgänger getreten. Bey ihm findet man Gedichte auf Kriege und Siege, Glückwünsche auf erhaltene Würden, z. E. Consulate; Lobgedichte auf den Stilicon und seine Gemahlinn Serena; Hochzeitgedichte auf den Honorius und die Maria; imgleichen auf den Palladius und die Celerina. Und wo bleiben noch seine Singedichte,
dar-

darunter sogar eins auf ein Geschenk ist, welches Honorius von seiner Gemahlinn Serena bekommen hatte.

Zum Beschlusse will ich noch vom Statius etwas sagen, dessen sogenannten *Silva*, oder poetische Wälder, ganz voll von solchen Gelegenheitsgedichten sind: z. E. auf die schönen Häuser des Manlius Vopiscus und des Pollius; auf des Stella und der Violantilla Hochzeit; auf des Nutilius Genesung, auf des Hetruscus Badstube, auf den Tod des frengelassenen Glaucias, u. d. gl. m. Wie ich denn auch den Martial und verschiedene andere, als den Prudenz, u. s. w. mit Fleiß übergehe.

Nun frage ich einen jeden, ob alle diese alte Dichter ihrem Vaterlande vormals durch dergleichen kleine Stücke ihrer Poesie Schande gemacht? Das Gegentheil bezeugen ja, seit der Wiederherstellung der freyen Künste, alle die gelehrten Kunst-richter, die uns auch solche kleine Gedichte als Meisterstücke in ihrer Art angepriesen, und die vielen Schönheiten die darinnen befindlich sind, als Muster des guten Geschmacks gerühmet haben. Es ist wahr, daß in den abweichenden Jahrhunderten, die Schreibart der Lateiner nicht mehr so rein, so schön und natürlich gewesen, als zu den Zeiten Ciceros und Augusts. Allein, das thut zu unserer Frage nichts: genug, daß man auch zu den besten Zeiten solche Gedichte gemacht hat, die Rom und Griechenland keine Schande gemacht haben.

Und gesetzt, daß in kleinen Gedichten, sehr wenige Schönheiten Platz finden; da hergegen in größern sich mehrere und größere anbringen lassen: so kömmt es doch nur auf die Geschicklichkeit des Dich-

ters an, der etwas schreibt. Gute Poeten machen auch dann nichts ganz schlechtes, wenn sie ein flüchtiges Gedichte von der Faust wegschreiben; schlechte aber, würden dennoch nichts Gutes zu wege bringen, wenn sie gleich niemals ein Hochzeit- oder Leichengedichte machten. Wie viel schöne Stücke dieser Art haben wir nicht von Opken, Flemmingen, Dachen, Neukirchen, Günthern, ja selbst von Bessern und Caniken erhalten; die darum nicht zu verwerfen sind, weil sie auf gewisse Begebenheiten gemacht sind. Und endlich so leben ja die Poeten in der Welt, und werden eben sowohl, als andere Menschen durch die vorkommenden Umstände, die sie rühren, in Bewegung gesetzt. Wer will es also fordern, daß sie bey allen Glücks- und Unglücksfällen ihrer Freunde, stoisch und unempfindlich seyn sollen? Ein kleines Sinngedicht, eine kurze Ode, oder Elegie zu rechter Zeit, ist geschickter sich Freunde zu machen, und Freundschaften zu erhalten, als ein langes Gedichte, welches wenige lesen, und noch wenigere machen können.

Man darf sich auch nicht auf die Ausländer berufen. Derjenige müßte ihre Dichter gar nicht kennen, der da sagen wollte, sie hätten solche Gedichte nicht gemacht. Vom Petrarca bis zum Guidi haben die Welschen; und vom Marot, Ronsard und Desportes, bis auf den Fontenelle und Voltaire haben die Franzosen, solche Gelegenheitsgedichte in ungeheurer Menge gemacht: nur, daß die Gewohnheiten bey einem Volke insgemein etwas anders sind, als bey dem andern. Z. E. Die Franzosen haben die Etrennes, oder Neujahrsgedichte lieb, die wir

wir nicht häufig bey uns finden. Sie machen aber auch viel bouts-rimez, virelais, vaudevilles und andre solche Lappereyen, die wir nicht machen; und daraus man viel eher unsern guten Geschmack beweisen könnte; als aus den Gelegenheitsgedichten den schlimmen. Von den Engländern, mußte man weder den Cowley, noch den Waller, noch den Prior, noch Steeles oder Swifts Gedichte, noch auch Drydens, Popens oder Addisons Sachen kennen, wenn man sich auf sie berufen wollte.

Endlich so kann ja ein guter Dichter, bey Gelegenheit einer Hochzeit, oder Leiche Anlaß nehmen, einen guten Einfall, oder sonst einige artige Gedanken, auszuführen, darauf er sonst wohl nicht gekommen wäre. Es bekommen auch bey dergleichen Begebenheiten unzählliche Einwohner einer Stadt gute Gedichte einzeln zu lesen, die wohl niemals eine ganze poetische Sammlung, oder ein großes ausführliches Gedichte gekauft oder gelesen hätten. So breitet sich aber der gute Geschmack auch unter die Unstudirten, und Halbgelehrten aus, denen er sonst ewig unbekannt geblieben wäre.

Dieses alles durch ein neueres Exempel darzu thun, wollen wir ein Hochzeitgedicht des berühmten Herrn Professor Richens hier mittheilen, welches uns neulich von ungefähr in die Hände gefallen. Der Inhalt desselben ist so sinnreich, so gründlich und zu unsern Zeiten so erbaulich, daß man ein sehr mürrischer Tadler seyn mußte, wenn man es für eine Probe des übeln Geschmackes der Deutschen ausgeben wollte, daß dergleichen Hochzeitgedichte gedruckt und gelesen werden.

Ach! längst entwichne güldne Zeiten,
 Wann denkt ihr einmahl wieder heim?
 Wann gilt einst wieder bey den Leuten
 Ein Meister-Spruch? ein Leber-Reim?
 Wie hat sich doch die Welt verkehret!
 Wie feilt man alles nun so spiz!
 Was ietzt ein Dichter lernt und lehret,
 Ist nichts als Wisz, und aber Wisz.

Du edle Einfalt kluger Alten,
 Wie glückte dir die Poesie!
 Wie leicht fiel alles in die Falten!
 Man übertrieb die Geister nie.
 Es mochte kriechen oder traben;
 Wenns nur sich willig reimen ließ.
 Wer wuste damals, was erhaben,
 Was niedrig, und was ledig hieß?

Wer schmiedte critische Versuche?
 Man kannte dieses Wort noch nicht.
 Es schwitzte noch von keinem Fluche
 Des ersten Dichters Angesicht.
 Wer quälte sich mit allen Moden?
 Wem gieng der schwere Streit ans Herz,
 Von neuverfochtne Heldenoden?
 Man unterschied nur Ernst und Scherz.

Ach! wäre nur ein Blatt geblieben
 Von Adams ächter Poesie;
 So hätt ich schon Beweis getrieben.
 Ach! gäb' ein Rabbi sich die Müß,
 Und suchte dort in Seirs Gründen,
 Wo Seth die Seulen hingesezt!
 Man würde, glaub' ich, Verse finden,
 Die von der Sündfluth unverlezt.

Vielleicht, als Tubal Hochzeit machte,
 Schrieb Lamech selbst ein Hirtenlied,
 Das Tubal in die Noten brachte;
 Und Thubal-Kain war bemüht
 Die Meisterhand in Erz und Eisen,
 Durch einen saubern Kupferstich,
 An diesen Zeilen zu beweisen.
 Nur Schade! sie verlohren sich,

Ihr Brockensammler alter Stellen,
 Die ihr durch manche Winkel kriecht,
 Und mehr, als Mulcibers Gesellen,
 Nach Staub und Rauch unsterblich riecht;
 Vielleicht verstecken sich noch Blätter
 Von Keren-Hapuchs Dichterey.
 Es mangelt ihnen nur ein Ketter,
 Der so, wie ihr, geflissen sey.

Ja, Keren-Hapuch, schönste Seele!
 Des grossen Hiobs würdiges Kind,
 Wer weis, in welcher alten Höle
 Sich noch von dir ein Werkchen findt?
 Dein Vater war der Dichter Krone.
 Du erbtest deines Vaters Sinn:
 Und also warst du Zweifels ohne
 Auch glücklich eine Dichterin.

Als Mirjam in die Paucken sange,
 Wer machte da die Worte schwer?
 Kein Barack ward beim Liede bange.
 Wie giengs auf Simsons Hochzeit her?
 Da ward kein großer Blätterhaufen
 Von lauter Wisz zur Schau gebracht.
 Man ließ ein bloßes Räthsel laufen,
 So gut es Simson selbst gemacht.

Du Kern der Welt, ihr alten Deutschen,
 Wie ungekünstelt singt ihr hin!
 Geschärft'ge Regeln durchzupeitschen
 War nicht für euren Helden-sinn.
 Ihr wußtet Thaten zu erheben,
 Doch so, wie sichs bey'm Trunke schickt.
 Die Lust ward lehrreich aufgegeben,
 Die Lehre lustig ausgedrückt.

Die theure Kunst der Meistersänger
 Behielt die alte Unschuld bey.
 Da wußte noch kein Gensensänger,
 Daß dichten mehr, als reimen sey.
 Mit Opik, und mit seines gleichen
 Brach alles Unglück in die Welt.
 Nun darf kein Blatt mit unterschleichen,
 Das nicht im Feuer Probe hält.

Man treibt ein kritisches Gerichte,
 Bis mancher Richter gar vergift,
 Daß auch das schönste Kunstaedichte
 Kein Hauptwerk erster Pflichten ist.
 Jetzt will die superfeine Feile
 Mit L und Z gestämpelt seyn.
 Die Dichtkunst tanzet auf dem Seile,
 Und schlägt in lauter Wunder ein.

Sie machts, wie ihre liebe Schwester,
 Die auf Natur fast wenig hält.
 Das schickt sich für kein Welsch Orchester,
 Was nicht ins Wunderbare fällt.
 Gesang und Rührung gehn verlohren,
 Vor Zauberey mit Mund und Hand.
 Man denkt nicht mehr an Herz und Ohren:
 Denn, was man körnet, ist Verstand.

Wenn Hamburg nur noch blieben wäre
 Auf Heinrich Müllers ebner Bahn,
 So blieb auch noch ein Quentlein Ehre
 Für meines gleichen Lobesan.
 Allein auch hier gilt keine Rose,
 Die nicht nach Ambra riechen muß.
 Du armer Wurm, gereimte Prose!
 Wie tritt man dich nicht untern Fuß!

Wer nicht, wie B = = s Adler, steigt,
 So stark nicht denkt, als H = = = rn.
 Wer B = = = s grossen Geist nicht zeigt,
 Den schätzt man besser unverworn.
 Wer nicht so schön, als M = = = r singet,
 So edel schreibt, als Z = = = nn,
 Als S = = = t an die Herzen dringet,
 Den sieht man kaum noch seitwärts an.

O! helft mir meine Alten loben!
 Die machten noch dem Stümper Muth.
 Ein Reim verhunzt, ein Wort verschoben,
 Und nichts gedacht, war alles gut.
 Ein künstlicher Gedackentriller
 Beschwerte keinen Wortgesang.
 Geseget nochmals Heinrich Müller,
 Der Sylben nur in Reime zwang!

Hochedles Paar, das Bild der Alten
 Muß billig mir zum Muster stehn.
 Unmöglich kann ich mich enthalten,
 Nach ihrer Art ans Werk zu gehn.
 Von edler Freyheit jener Lieder
 Ist mein beschnepter Kopf zu voll.
 Ich schreibe, was ich denke, nieder,
 Vielleicht nicht denkend, wie ich soll.

Die Zeiten sind für mich von Eisen,
 Wo lauter Kunst die Einfalt schreckt;
 Wo nichts für gültig aufzuweisen,
 Als was nach Götterwürze schmeckt.
 Der scharfe Witz erhabner Geister
 Dient mir nicht mehr zum Augenmerk.
 Die gar zu strengen neuen Meister
 Verleiden mir das Dichterwerk.

Wie ist's? mir kömmt Ihr Schmunzlerlachen,
 Holdselge Braut, verdächtig vor.
 Mich deucht, sie will mich ernsthaft machen,
 Und raunt dem Liebsten was ins Ohr.
 Gelt, sagt sie, dieser arme Ritter
 Sucht seiner Blöße Schirm und Schild.
 Der wird des Alterthums Verbitter,
 Wer selbst bey Neuern wenig gilt.

Ich werde roth, Sie hats getroffen,
 Man hilft sich ja, so gut man kann.
 Wann sonst kein Feigenblatt zu hoffen,
 So klagt man gern die Zeiten an.
 Die Musen sind mit mir verlegen:
 Der krumme Sprung will nicht mehr fort.
 Drum mach' ichs, wie die Alten pflegen.
 Und rede nur der Alten Wort.

Allein, wie kalt auch schon die Höfen,
 Worinn bey mir die Dichtkunst sitzt,
 Mein allertheuerster von Seelen,
 So wird sie doch durch Dich erhitzt.
 Du Ausbund derer, die ich ehre,
 Mein vielgeprüfter Herzensfreund,
 Du weißt wol, wo ich hingehöre,
 Und wie es meine Treue meynt.

Es mag mir Pracht und Schmuck gebrechen,
 Wann dir mein Herz sich öffnen soll;
 Ich lasse Lieb' und Wahrheit sprechen,
 So wird schon Mund und Feder voll.
 Die Kunst vermehrt mir keine Triebe;
 Vergeblich wend' ich Farben an:
 Weil dein Verdienst, und meine Liebe
 Durch Kunst nicht stärker werden kann.

Ich schrieb Dich damals schon ins Herz,
 Und nahm an Dir was trefflichs ab,
 Als Deiner Tugend schöne Kerze
 Noch junge Stralen von sich gab.
 Da schlungst Du schon um mich die Kette,
 Und Deiner Ehrerbietung Ruhm
 Wuchs mit der Weisheit in die Wette,
 Als Dein gedoppelts Eigenthum.

Wen hab' ich so, wie Dich, geschätzt?
 Wer hat es so, wie Du, verdient?
 Wie schön ist noch, wie unverletzt,
 Was aus so tiefer Wurzel grünt!
 Wann Glück und Sonne lieblich lachten,
 War unste Freude stets vereint.
 Du hast, wann harte Wetter frachten,
 Mit mir, und ich mit Dir, geweint.

Nichts kann mich so durchdringlich rühren,
 Als Dein vollkommenes Wohlergehn.
 Ich habe längst das Wunderfühlen
 Von Gott an Dir, mit Lust gesehn.
 Ist, da er Deinem Wittwerleide
 Das Ende so erwünscht bestimmt,
 Bin ichs, o Freund, der an der Freude
 Den allerstärksten Antheil nimmt.

Laß mich bey deiner Lust nur lallen,
 Wenn ja kein Singen mehr gelingt.
 Ich seh' in deine Arme fallen,
 Was aller Last Erleichtrung bringt.
 Nun werden Dir die sauren Stunden,
 Die sonst Dein Leben abgekürzt,
 Mit Anmuth durch und durch verbunden,
 Und mit Vergnügen angewürzt.

Dich labt Dein Schatz mit flugem Scherze,
 Und bringt Dein Haus durch Fleiß empor.
 Ihr witzig frommes Mutterherze
 Seht liebeich und erbaulich vor.
 Wer wird die Wahl nicht preisen müssen?
 Dein Gott hat selbst für Dich gewählt.
 Du kannst nun eine Seele küssen,
 Der nichts von schönen Seelen fehlt.

Geneuß bis an die grauen Haare,
 Bey süßer Arbeit, süße Ruh.
 Das Mißgefallen hoher Jahre
 Geh' unempfunden auf Dich zu.
 Ein jeder wird den Wunsch begleiten,
 Der Deinen Werth und Ruhm erkennt.
 Der aber haßt die Zier der Zeiten,
 Wer Dir kein langes Leben gönnt.

Die Welt kann Dich noch nicht verschwenden:
 Noch giengst Du viel zu schmerzlich ab,
 Dein Lübeck trägt Dich auf den Händen,
 Und baut Dir gern ein spätes Grab.
 Ja lebe, Eheurer Männer Krone!
 Und wann Dein höchstes Maas erfüllt;
 So leb' in Deinem wackern Sohne
 Dein unvergänglichs Ebenbild.

